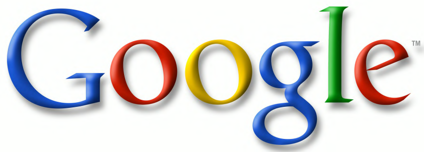
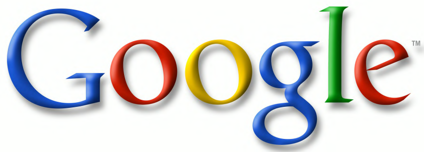
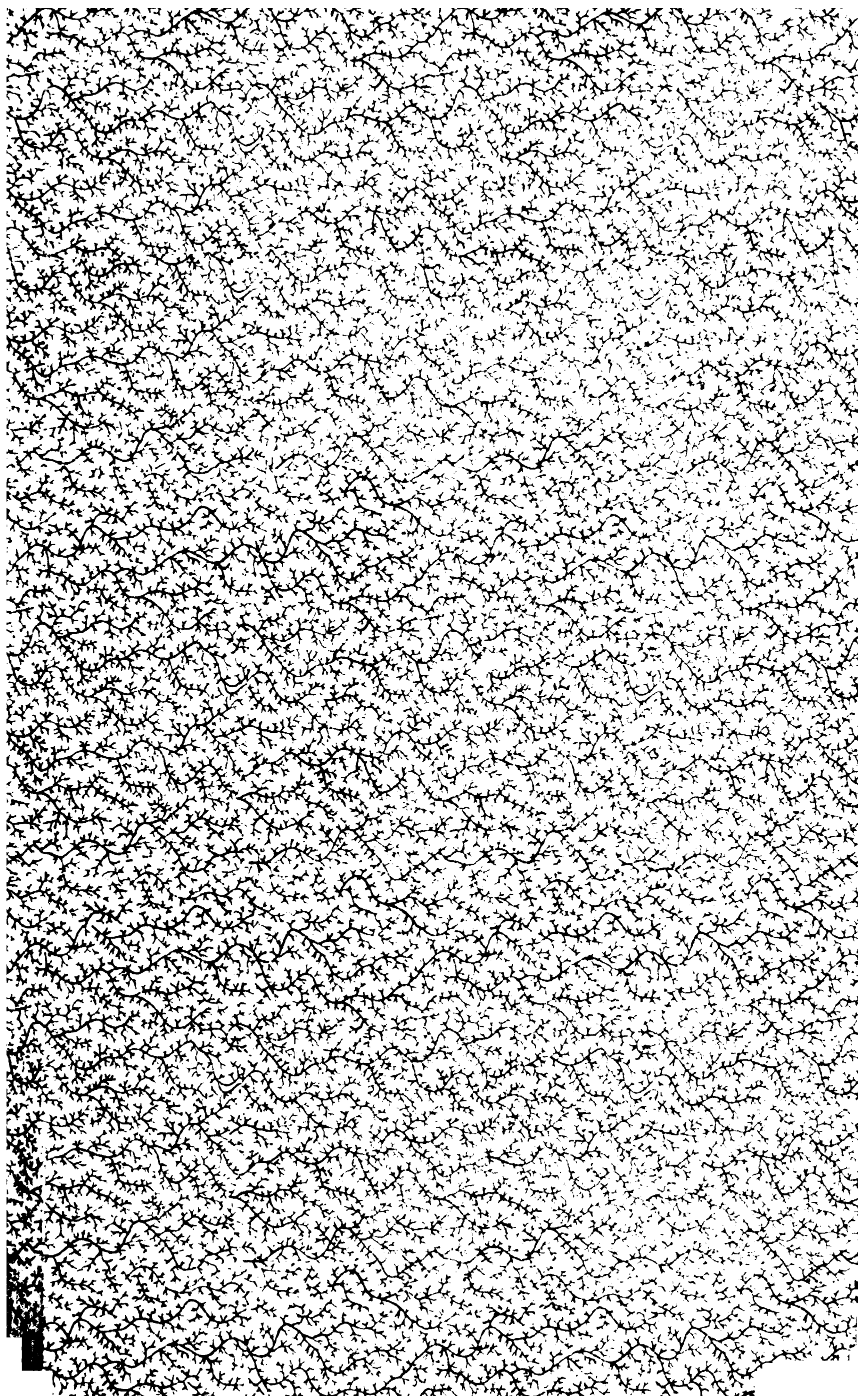








Kaiser Wilhelm II.

[illegible] Nachbar.



[illegible]

1. William II, German emperor.
2. Army (German), 1892.
3. Germans in Russia.
4. Poland. - Description, etc., 1892.
5. Romania. - " " "
6. Russia. - " " "

TP MP

Poultney Bigelow.

Kaiser Wilhelm II.

und

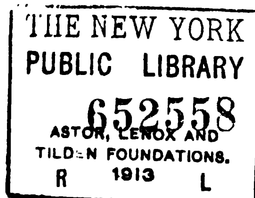
sein östlicher Nachbar.

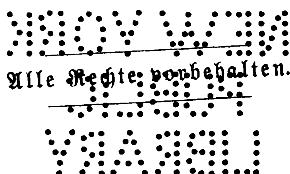
Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

von

Dr. Oskar Reyher.

Leipzig.
Verlag von C. F. Müller.
1893.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
652558
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L



Inhalt.

Der Deutsche Kaiser.

Personalnotizen aus seiner Jugendzeit.

Der Übergang der Regierung des deutschen Reichs auf Kaiser Wilhelm II.*) vor nun mehr als drei Jahren war das Zeichen zum Ausbruch von Parteileidenschaften, der sich nicht auf Deutschland allein beschränkte. Die Presse Großbritanniens begrüßte jenes Ereignis mit bedeutsamem Murren, und es währte nicht lange, bis jede Zeitung Nordamerikas — von der australischen Presse ganz zu schweigen — Mitteilungen brachte, die ebenso den Kriegsdurst des neuen Herrschers wie seinen Mangel an Pietät charakterisieren sollten.

Die deutsche Presse selbst, wenigstens der Teil davon, der in näherer Beziehung zu Thron und Altar stand — und auch der Reichskanzler**) — ergoß sich Tag für Tag in stereotypen Lobeserhebungen, die, obwohl für das Ohr des neuen Souveräns berechnet, doch so wenig gewählt

---

*) Der gegenwärtige Kaiser folgte seinem Vater Friedrich III. am 15. Juni 1888.

**) Fürst Bismarck trat aus seiner Stellung am 20. März 1890 zurück.

waren, daß sie von niemand minder gebilligt werden konnten, als von dem Manne, den man damit zu ehren beabsichtigte. Rede- und Preßfreiheit bestanden jener Zeit in Berlin eigentlich nur in der Einbildung, und es war für den neuen Kaiser eine schwierige Aufgabe, die Zügel der Regierung zu ergreifen, ohne vorher Gelegenheit gefunden zu haben, sich, wie sein hierin reich begünstigter, berühmter Vater, einen tüchtigen und warm ergebenen Kreis politischer und persönlicher Mithelfer zu schaffen. Die große historische Gestalt seines Großvaters war erst neunundneunzig Tage vor Friedrich III. dahingegangen. Seine Thronbesteigung fiel in eine Zeit, wo die Aufmerksamkeit der ganzen Welt sich den zwei großen Herrschern des Jahrhunderts, den Helden von Sadowa und Wörth, den Begründern der deutschen Einigkeit zuwendete. Gern beugten sich vor solchen Männern die Empfindungen des Volkes, wie unter eine Dankesschuld, von der es nur der Tod befreien konnte. Der jetzige Kaiser, beim Falle Sadowas erst sieben Jahre alt, hat sich gleichsam ein neues Reich zu errichten, und auch Deutsche selbst stellen sich die Frage, ob ihm das gelingen werde.

An Charakterstärke und geistiger Beanlagung übertrifft der gegenwärtige Kaiser jeden seiner Vorfahren, ohne Zweifel bis zurück zu der Zeit Friedrichs des Großen. Es giebt nur wenige, die ihn wirklich genau kennen, doch von den wenigen wird dieser Ausspruch nicht nur als ein zutreffender, sondern auch als ein solcher anerkannt werden, der über ihn schon in seiner Schulzeit hätte gethan werden können. Er denkt selbständig, denkt logisch, und verfolgt, wie so manche derart beanlagte Leute an der Schwelle des Lebens,

eine logische Schlußfolgerung bis zu einem Punkte, der einen praktischen Politiker schon beunruhigen würde. Seine Erziehung in den zehn Jahren, ehe er 1877 die Universität bezog, war in der Hauptsache einem der ehrlichsten, gewissenhaftesten und gleichzeitig gewinnendsten akademischen Geister, dem anerkannten Gelehrten Dr. Hinzpeter, anvertraut.

Im obersten Stockwerke von Friedrichs des Großen „Neuem Palais" bei Potsdam — in der sog. Attika der Engländer — befanden sich die Räumlichkeiten, die von den Lehrern des damaligen Prinzen Wilhelm und seines Bruders, des Seefahrers Prinz Heinrich, eingenommen wurden. Wer an den Luxus eines amerikanischen oder englischen Hauses gewöhnt war, dem mußte die Kahlheit, um nicht zu sagen, die Kälte des obersten Stockwerkes jenes berühmten Palastes merkwürdig auffallen, vorzüglich im Gegensatz zu der zahllosen prunkvollen Dienerschaft, die die Staatsgemächer darunter bewachte. Jenes Stockwerk war aber sehr geräumig und gab so einen Vorgeschmack von dem Feld- und Lagerleben, das ja einem Hohenzollern noch bequem erscheinen soll. Bei regnerischem Wetter bildete die Attika einen vortrefflichen Spielplatz, und so manche kaiserliche Fensterscheibe wurde durch einen verfehlten Wurf der ausgelassenen Jugend zertrümmert. An solchen etwas wilden Spielen beteiligten sich die Prinzen mit ganzer Seele und schonten und wurden dabei ebensowenig geschont, wie die übrigen gerade anwesenden Knaben. Der gute Dr. Hinzpeter flüsterte mir wiederholt zu, mich vor einer Beschädigung des linken Armes des Prinzen zu hüten; eine Warnung, die gar zu leicht vergessen wurde, vor allem gegenüber

Einem, der den rechten Arm so geschickt zu gebrauchen wußte.

Was übrigens den einen, nicht ganz normalen Arm des Kaisers angeht, so ist es auffallend, wie die Lebensenergie, die jenem abging, offenbar zur Kräftigung des rechten Arms Verwendung gefunden hat. Jeder, der einen Händedruck von ihm gefühlt, meint, daß etwa Götz von Berlichingen ihm diesen Griff vererbt habe. Wohl konnte man schon aus der Gewandtheit, die er in Bonn entwickelte, schließen, daß der damalige Prinz ein vorzüglicher Fechter werden würde; kaum aber hätte man von ihm die nötige Geduld und Energie erwartet, um auch ein sicherer Schütze, ein guter Schwimmer und ein vorzüglicher Ruderer zu werden. Im Sattel sitzend, pflegt er die Zügel in der linken Hand zu führen, um die rechte für den Degen frei zu haben, und ich habe ihn oft bei einem Ritte über Land Hindernisse nehmen sehen, die so manche seiner Offiziere verweigert haben würden. Hierzu kommt, daß der moralische Mut, die Beharrlichkeit, das Pflichtgefühl und jene Willensstärke, die ihm die Hindernisse der physischen Entwickelung überwinden halfen, sich auch in seiner ganzen übrigen Erziehung geltend machten.

Nahe dem kronprinzlichen Palaste im Park von Sanssouci waren die Maste mit dem Takelwerk eines Schiffes errichtet, wo Prinz Heinrich praktischen Seemannsunterricht erhielt — ein Platz, den wir für unsere lustigen Spiele mit Vorliebe aufsuchten. Über den unteren Teil, der also dem Deck des Fahrzeugs entsprach, war ein festes Netz ausgespannt, und so kletterten wir gelegentlich in der Takelage herum, wobei einige von uns Piraten spielten, die

auf eine nach oben geflüchtete Schiffsmannschaft Jagd machten. Oder — was noch angenehmer war — wir unternahmen zuweilen eine Kreuzfahrt durch die benachbarten Landseen auf der Miniatur-Fregatte, einem Fahrzeuge, das mit seinen finsteren Geschützpforten und der Kriegsschiff-Takelage aus der Entfernung einen recht imponierenden Eindruck macht, sich aber, wenn man an Bord desselben ist, kaum größer als ein ansehnlicher Kutter erweist.*) Das Kreuzen mit der Fregatte wurde stets als das größte Vergnügen betrachtet, und ohne Zweifel ist gerade diesen Ausflügen die Thatsache zuzuschreiben, daß der Kaiser heutigen Tags ein warmer Anhänger des Yachtsports ist und mit seiner Fregatte, sobald sich dazu Gelegenheit bietet, auf der Havel umhersegelt.

War des Tages Spiel und Lust vorbei, so nahmen wir, bei schönem Wetter stets im Freien, zum Abend noch Thee ein. Der verstorbene Kaiser Friedrich und seine Gemahlin unterließen es nie, sich dazu einzustellen, an jeden von uns einige freundliche Worte zu richten und sich nach unseren Angehörigen oder den Vorgängen des Tages zu erkundigen. Besonders die Kaiserin, die damalige Kronprinzessin, prüfte stets unser Abendessen, um sich von dessen

*) Diese kleine Fregatte war ein Geschenk Georgs IV. von England an den Großonkel des Kaisers, den König Friedrich Wilhelm IV., und ist noch heute die Lieblings-Yacht. Der Kaiser hält sich in Potsdam auch eine kleine Dampfyacht, deren Hauptaufgabe es heute ist, stets zum Auslaufen fertig zu sein, um die Fregatte bei eintretender Windstille zurück zu schleppen. In Potsdam ist deshalb eine Abteilung Blaujacken stationiert, denen es zufällt, die Liliputfregatte und deren Hilfsschiff stets ordentlich in Stand zu erhalten.

Bekömmlichkeit zu überzeugen, und achtete auch darauf, daß ihre kleinen Söhne und Töchter, ebenso wie deren Gäste, die Servietten hübsch ordentlich unter dem Kinn befestigt hatten. Es ist wohl unnötig, hervorzuheben, daß das Essen sehr einfach und gesundheitszuträglich war. Es bestand aus Brod, gerösteten Schnitten von solchem, frischer Milch aus der kronprinzlichen Musterwirtschaft zu Bornstedt, und etwa aus einer Art Brodkuchen mit großen Rosinen darin. Wenn die Kronprinzessin und ihr Gemahl erschienen, leuchtete kein Antlitz freudiger auf, als das des Prinzen Wilhelm, denn man kann sich kein glücklicheres Verhältnis zwischen Eltern und Kind denken als das, das in jenen Tagen im Park von Sanssouci herrschte. Ich erinnere mich, daß Prinz Wilhelm mir einmal beim Thee — irre ich nicht, an Bord der Yacht — mit größtem Stolz zuflüsterte, daß seine Mutter den Kuchen dazu eigenhändig hergestellt habe.

Natürlich wäre bei derartigen Lustbarkeiten der Gedanke an Beobachtung von Etikettevorschriften ganz widersinnig gewesen; Dr. Hinzpeter wollte einen solchen Zwang nicht dulden; die königlichen Eltern waren davon abgesagte Feinde, und keiner verachtete Servilismus mehr, als ihr ältester Sohn.

Gelegentlich nahm an den heiteren Spielen im Freien irgend ein anderer Knabe teil, jedenfalls der Sohn eines hohen Beamten, der zu Hause sorgfältig gedrillt war, gegen die Sprößlinge des königlichen Hauses die nötige Ehrerbietung zu bewahren. Solch ein armer Teufel lebte dann in fortwährender Angst, gegen irgend welche eingebildete Regel zu verstoßen, und bewegte sich dann in seiner

Rolle mit fast krankhafter Gewissenhaftigkeit. Prinz Wilhelm aber, der mit Recht wegen seines Feingefühls gerühmt wird, vermochte nur mit Mühe seine Verachtung der kleinen Lakaienseelen, die man ihm zuweilen aufnötigte, aus Schonung für diese zu verbergen.

Er bespöttelte nicht etwa deren Schüchternheit, sondern zeigte sich im Gegenteil unablässig bemüht um das Wohlbefinden der neuen Ankömmlinge, suchte deren Neigungen zu entsprechen und brachte die Unterhaltungen in Vorschlag, die der Mehrzahl am willkommensten schienen. Und wenn ein Spiel einmal im Gange war, so hätte wohl ein sehr scharfer Beobachter dazu gehört, der da sagen könnte, daß jeder Prinz etwas anderes in Gedanken gehabt hätte, als nach besten Kräften zum Gelingen desselben beizusteuern. Als Amerikaner war es mein Geschick, daß man mir die vertrauteste Bekanntschaft mit den Rothäuten des wilden Westens zuschrieb, und diesen Ruf vermochte ich auf keine Weise abzuschütteln, obwohl ich jener Zeit noch keinen einzigen „Wilden“ gesehen hatte. Infolge dieser vorausgesetzten Kenntnis wurde ich häufiger aufgefordert, Eingehenderes über die Kriegszüge der Indianer mitzuteilen, deren Wiederholung mit anzusehen ich tief bedauern würde. Prinz Wilhelm kannte Cooper von Anfang bis zu Ende, und hierin stand ich ihm nicht viel nach, sodaß unsere Indianerstudien gewöhnlich darauf hinausliefen, selbst irgend einen Lederstrumpfhelden nachzuahmen, uns so phantastisch wie möglich auszurüsten und dann flach auf dem Leibe liegend durchs Gebüsch zu schleichen, um eine andere Partei, die entweder einen feindlichen Stamm oder auch Bleichgesichter darstellte, zu überfallen und einzufangen.

Doch ich glaube genug gesagt zu haben zur Kennzeichnung seines Charakters als den eines lustigen, herzlichen, ungezierten Knaben, der voller Liebe gegen seine Eltern und voller Rücksichtnahme auf die Altersgenossen war, mit denen er in Berührung kam. Im Jahre 1874 wurden Prinz Wilhelm und sein Bruder einer öffentlichen Schule — mit ungewöhnlich harten Bänken — überwiesen, einer Schule, die alle Unterschiede des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland vereinigte, wie sie sich überall in den nationalen „Gymnasien“ widerspiegeln. So gleichen diese Gymnasien keineswegs den höheren Bildungsstätten Englands (z. B. Eton), wo der kostspielige Unterhalt den Kreis der Schüler auf Söhne verhältnismäßig reicher Leute beschränkt und wo ein englischer Prinz, umgeben von allem Luxus und in verhältnismäßiger Unthätigkeit, seine Zeit zubringen kann. Die Schulen in Deutschland dagegen sind ebenso unerbittlich in ihren Anforderungen wie jeder andere Zweig des staatlichen Dienstes, und wenn Prinz Wilhelm seinen Platz mitten unter deutschen Bürgerssöhnen einzunehmen hatte, so lag dem die Absicht zu Grunde, daß er sich derselben Disziplin wie die übrigen unterordnen und sein Reifezeugnis einmal nur der gewissenhaften Absolvierung des vorschriftsmäßigen Lehrganges verdanken sollte.

Dr. Hinzpeter wählte seine Schulanstalt, nachdem er die Oberleiter (Rektoren) mancher anderen besucht hatte — die meisten Schulvorsteher aber schienen ganz außer Fassung zu kommen bei dem Gedanken, einen leibhaftigen Prinzen unter ihren Schülern sehen zu sollen. Kassel ist auf der Eisenbahn etwa acht Stunden von Berlin entfernt, und

das erschien den Prinzen und deren Eltern schon recht weit." Die Hofgesellschaft geriet in Flammen bei der Vorstellung, daß der Thronerbe mit den gewöhnlichen Knaben in einer Reihe sitzen sollte; Dr. Hinzpeter wurde beschuldigt, revolutionäre Ideen in das Erziehungswesen der Hohenzollern einzuführen; der alte Kaiser Wilhelm verhehlte sein Mißfallen keineswegs, und auch die kronprinzlichen Eltern begünstigten das Vorhaben nicht weiter als durch ihre einfache Zustimmung, daß der vorgeschlagene Versuch unternommen werde. Es war ein kühnes Spiel, das Dr. Hinzpeter wagte; kein königlicher Prinz war bisher in so populärer Atmosphäre erzogen worden, und am Hofe wünschte vielleicht niemand dem Neuerer Glück zu seinem Unterfangen. Sein ganzer Ruf stand auf dem Spiele, denn im Fall eines Fehlschlages würde jede Stimme laut rufen: „Das hab' ich ja vorhergesagt!" und selbst bei erfolgreicher Durchführung würden seine gehabten Mühen und Arbeiten wenig in die Augen gesprungen sein. Der Erzieher verharrte aber dabei, daß ein Prinz wenigstens einmal im Leben gefühlt haben solle, wie seine einstigen Unterthanen fühlen; daß er auch die Schulknaben-Interessen des gewöhnlichen Deutschen teilen müsse, um die Vorstellungen einzusaugen, die ihn, wenn er einmal auf dem Throne säße, befähigten, den richtigen volkstümlichen Ton anzuschlagen. Drei Jahre hindurch saß Prinz Wilhelm auf den Kasseler Schulbänken, d. h. bis er mit Erfolg die Endprüfung bestanden und zur Immatrikulation an einer Universität für reif erklärt wurde.

Diese drei Jahre waren für seinen Erzieher peinliche Jahre. Er lebte mit den beiden Prinzen, konnte ihnen aber

bei ihren Schulstudien nicht thatsächlich helfen, denn das wäre ein Unrecht gegen deren Mitschüler gewesen. Da kamen wohl Lehrer zu ihm, um das oder jenes von ihrem königlichen Zögling zu berichten und zu fragen, was sie thun sollten. Sie wagten doch nicht, den Gesalbten des Herrn zu tadeln und zu bestrafen! Hinzpeter mußte sie dann ernstlich auffordern, den Prinzen zur Aufmerksamkeit und zum Fleiße anzufeuern. Das waren Tage schwerer geistiger Spannung, wo jeder Augenblick die Zerstörung des erhofften Resultats bringen konnte. Die Prinzen legten ihren Weg nach und von der Schule ohne Begleitung zurück. Wenn ihnen dabei nun etwas zustieß? ... ein Streit zwischen Schülern, vielleicht gar ein Schlag oder eine Beschimpfung? Schon ein solches Vorkommnis hätte hingereicht, die Prinzen nach Berlin zurückzurufen. Was wäre geschehen, wenn ein Lehrer einmal den Kopf verloren und ein Prinz im Schulzimmer einen Aufstand erregt hätte? — Nichts hiervon geschah, und doch hielten alle nichts für wahrscheinlicher, alle, denen der früh gereifte Charakter des Prinzen Wilhelm und die Beflissenheit unbekannt geblieben war, mit der er das verfolgte, was er als seine Pflicht betrachtete. Und wieviel das bedeutete (NB. für den Engländer oder Amerikaner. Bem. des Übers.), möge an der Thatsache bemessen werden, daß er vor seinem Eintritt in den dreijährigen Schulkursus eine Prüfung zu bestehen hatte, in der schon weit höhere Ansprüche gestellt wurden, als z. B. für die Berechtigung zum Eintritt in Oxford oder Cambridge. Rechnet man hierzu noch die Aufgaben, die das Gymnasium an seine Zöglinge stellte, so erheischt das eine stattliche Reihe von

Arbeiten, besonders in Hinblick auf die Erziehung eines jungen Mannes, der in kurzer Zeit bestimmt ist, eine hervorragende Rolle an einem „militärischen Hofe“ zu spielen — vielleicht gar dessen Hauptperson zu werden.

Der Lebenslauf des Prinzen, nachdem dieser Kassel 1877 verlassen hatte, bietet weniger Außerordentliches und Verblüffendes, als in der Zeit, wo Dr. Hinzpeter sein Führer war, denn mit dem Übertritt zur Universität legte er die Gewohnheiten der ersten Jugend ab, verabschiedete sich von seinem langjährigen Erzieher und betrat ein neues Feld, wo alles ihm Begegnende in ihm das Bewußtsein wachrufen mußte, daß er in erster Linie Prinz und erst in zweiter Student war. In Deutschland führt eben der Weg zu jeder öffentlichen Stellung und fast zu jeder Erhöhung im Berufsleben durch die Universität, und infolgedessen hat keine Volksklasse einen empfindlicheren Geruchssinn für das königliche Aroma, als die Herren, die ihre Loyalität den Musen gegenüber beweisen. In Bonn hatte der Prinz einen militärischen Begleiter, mit dem er auf vortrefflichem Fuße stand und der wahrscheinlich sehr wenig dazu beitrug, das Interesse seines Schützlings für die rein friedlichen Phasen der nationalen Entwickelung zu erhöhen. Man darf wohl mit Recht voraussetzen, daß die erstaunliche militärische Energie, die der Kaiser bald nach seinem Verlassen der akademischen Haine an den Tag legte, zum Teil zurückzuführen ist auf eine Art Reaktion gegen die unablässige Betrachtung ökonomischer Industrien, eine Reaktion, die sich ja von einem jungen Manne erwarten läßt, dessen ganzes Wesen bei dem Gedanken an thätigen, kühnen Sport vor heller Freude aufjubelt.

Die Jahre, die zwischen dem Aufenthalt in Bonn und der Übernahme der Verantwortlichkeit für die Regierung verstrichen, boten dem Prinzen Wilhelm Gelegenheit zum Anhören einer Reihe belehrender Vorträge über neuzeitliche Geschichte, wie sie nur sehr wenigen zuteil werden können, denn seine Lehrer hierin waren Wilhelm I., der schon seit der Schlacht bei Waterloo selbst mit „Geschichte gemacht" hatte, und Fürst Bismarck, der Meister der modernen Politik.

Der ehrwürdige Großvater ließ die Bilder seiner historischen Vergangenheit vorüberziehen vor dem Auge des aufmerksam beobachtenden Neffen, der so bald sein Nachfolger werden sollte. Tag für Tag wiederholte sich dieser Unterricht, ein Unterricht von fesselndem Interesse für den einzigen Zuhörer, dem dieser verständnisvoll lauschte. Hier lernte der Prinz, welche Motive den älteren Wilhelm in verschiedenen kritischen Augenblicken der neueren preußischen Geschichte geleitet hatten; wie er in der eigenen Jugend von stolzer Hoffnung auf eine konstitutionelle Freiheit erfüllt gewesen und wie diese Hoffnung vernichtet worden sei durch des Volkes Unfähigkeit zu weiser Selbstbeschränkung; wie er sich in den stürmischen Tagen von 1848 vor allem gebeugt, außer dem allgemeinen Hasse, und in London Zuflucht gesucht hatte. Der Zuhörer lernte, daß dasselbe Volk, das ihn damals gesteinigt hätte, 1866 aus dem Helden von Sadowa ein Ideal machte, und daß bei allen Phasen von Volksleidenschaften, deren Zeuge der bejahrte Kaiser je gewesen war, doch die eine Wahrheit reichliche Bestätigung gefunden habe, daß die Treue gegen die Tradition der Hohenzollern — die un-

erschütterliche Pflichterfüllung — dieses Attribut des Königtums, nie auf Irrwege leiten könne. Man begreift leicht, daß der junge Wilhelm aus diesen Darstellungen wenig Neigung für die Lehren Cobdens oder Benjamin Franklins gewinnen konnte; der Monarch, der vier Jahre ohne Parlament geherrscht hatte, als dieses sich seinen Wünschen widersetzte, war nicht geeignet, dem jungen Kaiserkandidaten die Grundsätze bürgerlicher Freiheit einzuimpfen oder ihn gar für Freihandel und kleine Heere zu begeistern.

Den Fürsten Bismarck als Lehrer zu gewinnen, war freilich nicht leicht, denn der Eiserne Kanzler hatte zu viel zu thun mit der Ordnung der auswärtigen Beziehungen in Europa und der Auffindung von Rechtstiteln auf Kolonialgebiete, als daß er freiwillig das akademische Katheder zu Gunsten eines Prinzen bestiegen hätte, der damals wenig Aussicht auf Besteigung des Thrones im heiligen Römischen Reiche hatte — wenigstens nicht eher, als bis der Lehrer schon manche Jahre in ewigem Frieden ruhte. Der Großvater setzte aber dennoch seinen Willen durch, und so fand bald jeder Tag die Beiden bei einander — wie den kleinen Lord Fauntleroy bei dem weisen, welterfahrenen Grafen — während der Kanzler bald die erstaunliche Fähigkeit seines Zöglings, seine epigrammatischen Aussprüche richtig aufzufassen, mit Bewunderung bemerkte und schließlich an der Unterrichtsstunde selbst mehr Gefallen fand, als sein königlicher Student. Hier wiederum lernte unser junger Kaiser aus erster Hand, wie mit parlamentarischen Bruchteilen — wir können dieselben unmöglich „Parteien“ nennen — umzugehen, welche Beachtung der öffentlichen Meinung

zuzuerkennen sei; wie man fremde Kabinette zu behandeln habe; wie in der Vergangenheit diese und jene Schwierigkeit überwunden worden war und welche Störungen in der Zukunft zu erwarten sein möchten. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß der Kaiser aus diesem Lehrkursus mit einer geheimen Neigung, den Wert der Bajonette in der ökonomischen Entwickelung des Reiches zu unterschätzen, hervorgegangen sei.

Daß dabei die friedlicheren Lehren des Dr. Hinzpeter ganz in Vergessenheit geraten wären, dürfte zu viel behauptet sein, denn die öffentlichen Äußerungen des Kaisers zeigen ja, daß er sich recht wohl der Tage erinnert, die er mit Besichtigung von industriellen Anlagen oder von Museen verbrachte. Als Hohenzollern-Kaiser erkennt er dagegen klar genug, daß sein heutiges Reich sich zu einer Rolle Pergament entwerten könnte, wenn es nicht in der Lage wäre, auch zwei gegen dasselbe etwa verbündete Feinde zu bekämpfen. Deutschland hat sich seinen Weg durch blutige Schlachten erzwungen und vermag seine derzeitige Stellung nur zu behaupten durch die Bereitschaft, jeder Herausforderung der Nationen, die seine Grenzen murrend umlauern, mit wuchtiger Kraft entgegenzutreten. Auch Mitglieder des eigenen Hauses haben gegen Preußen im Felde gestanden, und die Aufgabe, häusliche politische Differenzen auszugleichen, ist kaum leichter als die Vorbereitung zum Widerstande in einem Völkerkampfe.

Der Kaiser hält die Zukunft Europas in seiner rechten Hand — und wie viele mögen sich bemühen, durch diese kräftigen Finger zu gucken! Er ist das Haupt des größten, kriegstüchtigsten und am besten geführten Heeres

der Erde und ist darin selbst eines der tüchtigsten und gebildetsten Mitglieder. Von selbständigem Geiste nimmt er doch neue Gedanken von allen Seiten gern auf, gestattet diesen, seine Anschauungen zu beeinflussen, niemals aber sie zu beseitigen. So manche der herben Urteile, die kurz vor seiner Thronbesteigung über ihn laut wurden, würden wesentlich gemildert worden sein, hätten deren Urheber nur gewußt, wie vollständig sein politisches Pflichtgefühl gegenüber Deutschland jede persönliche Ansicht des Prinzen beherrschte.

Die ersten Jahre seiner Regierung.

Wilhelm II. ist nun über drei Jahre lang Kaiser und hat sich in dieser Zeit nicht nur die Achtung der fremden Kabinette, sondern auch einen Zuwachs an innerer Kräftigung errungen.*) Er folgte einem Vater, der von allen, die in die Nähe seiner wohlwollenden und edelmütigen Persönlichkeit kamen, fast vergöttert wurde; sein Großvater hinterließ einen so glanzvollen kriegerischen Ruhm, daß nur das Zeitalter Friedrichs des Großen eine Parallele dazu bietet. Der gegenwärtige Kaiser sah sich also vor eine sehr schwere Aufgabe gestellt, denn er mußte zunächst bestehende Vorurteile bekämpfen und dem Lande Vertrauen zu seinem guten Willen und zu seinen Fähigkeiten einflößen.

Das Geheimnis der geistigen Gewalt des Kaisers über sein Volk entspringt hauptsächlich drei Quellen:

1. Er besitzt Mut.
2. Er ist durch und durch ehrlich.
3. Er ist mit Leib und Seele ein Deutscher.

---

*) Eine Preßliga lieferte den amerikanischen Zeitungen vom 21. Februar 1891 einen Bericht über das — Berauschtsein des Kaisers bei dem ihm zu Ehren von den Brandenburger Landständen

Wenn das ganze Land morgen über einen Herrscher abstimmen sollte, der die am meisten gewünschten Eigenschaften besäße, so würde dessen Wahl unzweifelhaft auf den gegenwärtigen konstitutionellen Regenten fallen. Vielleicht erscheinen die von mir angeführten Tugenden als selbstverständlich und werden von dem Leser ohnedies vorausgesetzt; ein Kaiser kann aber nur mit seinesgleichen verglichen werden.

Gerade seine Ehrlichkeit wurde die Veranlassung zu fast allen übelwollenden Beurteilungen, die ihm von auswärtigen Blättern zuteil geworden sind, denn er sagte oft frei heraus, was ältere und mehr politische Leute in anderer Weise ausgedrückt haben würden. Er hat bei seiner Gewohnheit, nach der Eingebung des Augenblickes zu handeln, manche kleinen Fehler begangen; diese haben aber seinem Volk nie einen Mangel an Sympathie mit dessen Wohlfahrt verraten. Er hat wohl auch zuweilen bei der Führung gewaltiger Truppenmassen bei großen

---

veranstalteten Festmahle. Dieser Artikel war in London oder in New-York gefertigt, wenn er auch die Aufschrift „Berlin" trug.

Solche Lügen stiften mehr Schaden, als man auf den ersten Blick annehmen möchte, weil ein Privatmann wohl gegen deren Urheber eine Beleidigungsklage anstrengen könnte, während der deutsche Kaiser außer stande ist, einer solchen Verletzung internationaler Höflichkeit entgegenzutreten.

Hier sei hinzugefügt, daß ich den Kaiser mehr als ein Dutzendmal bei Festmahlen gesehen habe, wo er, wenn irgendwo, ungestraft hätte der Neigung nachgeben können, die ihm jener falschunterrichtete, giftstrotzende Schreiber andichtet, und daß der Kaiser bei keiner Gelegenheit Veranlassung zu so erbärmlichen Behauptungen gegeben hat.

Manövern gefehlt; das Heer würde aber weit lieber noch tausend solcher Fehlgriffe sehen, als auf das werkthätige Interesse zu verzichten, das er bezüglich der Instandhaltung der militärischen Maschinerie bei jeder Gelegenheit bezeugt.

Seit Friedrich dem Großen hat kein preußischer König seine Obliegenheiten so scharf erkannt, wie dieser Kaiser. Er versteht den öffentlichen Dienst aus dem Grunde, denn er hat selbst auf dem Pultschemel gesessen. Er weiß, was materielles Gedeihen bedeutet, denn er hat Gießereien, Mühlen, Schiffswerfte, Wasserleitungen, Kanäle, Faktoreien und alle übrigen Stellen, wo sich die Kraft eines Volkes am deutlichsten entfaltet, mit Aufmerksamkeit besichtigt. Er kennt das Heer, denn er hat selbst den Tornister getragen, hat Vorgesetzten gehorchen gelernt und seine Laufbahn wie jeder andere Preuße durchmessen. Wenn ein neues Schiff eine Probefahrt unternimmt, so stellt er sich persönlich ein, um konstruktive Neuerungen kennen zu lernen. Er hat in belehrendster Weise die Hauptländer der Alten Welt besucht, ist mit den Männern, die für die Staatsangelegenheiten in Europa die Verantwortung tragen, in Berührung gekommen, und braucht sich nichts ins Ohr blasen zu lassen, wenn ein neuer Gesandter seine Beglaubigungsschreiben überreicht.

Seit der Kinderzeit her war er bekannt wegen seiner Neigung zu kräftigendem Sport, und als Kaiser hat er die Gewohnheiten des aufwachsenden Geschlechtes von Pfeife und Bierglas dahin abgelenkt, daß es sein Vergnügen in mehr männlichen Erholungen sucht.

Der Kaiser glaubt an den Wert der Macht, und mit vollem Rechte. Preußen hat sich seinen Weg in die Familie

der europäischen Nationen mit der Spitze des Bajonetts erkämpft; es hat 250 Jahre des Drills und des Kampfes gekostet, um Europa zu beweisen, daß es festen Fuß gefaßt hat, und die Gewohnheiten eines Volkes, die ihm Generationen hindurch in der Feldlagererziehung in Fleisch und Blut übergegangen sind, lassen sich in wenigen Jahren nicht wieder abstreifen. Auch glaubt nicht der Kaiser allein an die Macht, sondern seine Deutschen teilen diesen Glauben Mann für Mann. Die Angehörigen des Vaterlandes dienen alle im Heere, nicht allein, weil ihr Kaiser es verlangt, sondern weil sie auch selbst überzeugt sind, daß nur dieses Opfer imstande ist, sie gegen feindlichen Überfall zu sichern. Die allgemeine Dienstpflicht gehört in Deutschland heutigen Tags zu den volkstümlichsten Institutionen, und wenn man auch gegen besondere Mißstände im Heere eifert und manche die Dienstzeit abgekürzt wünschen, so könnte doch keine Regierung einen Tag lang bestehen, die etwa versuchte, die allgemeine Heerespflicht gänzlich aufzuheben. Die öffentliche Redeweise, deren sich der Kaiser bedient, klingt zwar stark autokratisch, wenn man sie in auswärtigen Tagesblättern wiedergegeben findet, macht aber in Berlin bei weitem nicht denselben abstoßenden Eindruck.

Kein Mann in seiner Lage hat sich in so kurzer Zeit so freimütig über so viele wichtige Dinge ausgesprochen, als er, und wenn ich den Leser überzeugt habe, daß seine Worte die eines ehrlichen und furchtlosen Mannes sind, so bedarf es wohl keiner Entschuldigung, wenn ich eine oder die andere Rede von ihm wörtlich anführe zum Beweise, daß es ihm auch an klarer Urteilskraft nicht mangelt.

Am 15. Juni 1888 bestieg Wilhelm II. den Thron als deutscher Kaiser und König von Preußen. Am 25. trat er vor die Mitglieder des Parlamentes und leistete den Eid, daß er der Staatsverfassung entsprechend regieren und alles, was im Lande oder außerhalb desselben zu dessen Wohlfahrt irgendwie in Beziehung stände, scharf im Auge behalten werde. Am 27. desselben Monats versammelte er den Landtag um sich und erklärte als König von Preußen seine Stellung als Staatsoberhaupt noch eingehender.

„Es liegt mir fern," sagte er u. a., „das Vertrauen des Volkes auf die Stetigkeit unserer gesetzlichen Zustände durch Bestrebungen nach Erweiterung der Kronrechte zu beunruhigen. Der gesetzliche Bestand meiner Rechte, so lange er nicht in Frage gestellt wird, genügt, um dem Staatsleben das Maß monarchischer Einwirkung zu sichern, dessen Preußen nach seiner geschichtlichen Entwickelung, nach seiner heutigen Zusammensetzung, nach seiner Stellung im Reich und nach den Gefühlen und Gewohnheiten des eigenen Volkes bedarf. Ich bin der Meinung, daß unsere Verfassung eine gerechte und nützliche Verteilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten im Staatsleben enthält, und werde sie auch deshalb und nicht nur meines Gelöbnisses wegen halten und schützen."

Die Ansichten über die beste Verteilung der politischen Gewalten gehen ja überall, und also auch in Deutschland, auseinander, doch jeder Preuße und auch jeder Deutsche atmete nach diesen ungeschminkten Worten des Kaisers freier auf als vorher. Das Volk fing schon an herauszufühlen, daß es mit einem Manne zu thun habe, der für sich selbst einzutreten vermöge und der eben deshalb nicht mehr für

sich in Anspruch nehmen werde, als ihm gesetzmäßig zukam. Jene Ansprache war ausschließlich ein Ausdruck individueller Überzeugung; für die übrige Welt ging aber viel von ihrer Bedeutung verloren, weil nur wenige deren Sinn völlig zu durchschauen vermochten. Wenn der Kaiser dieselbe z. B. mit der Versicherung schloß, daß er sich als „den ersten Diener des Staats“ betrachte, so wurde das als eine der gewöhnlichen Redewendungen hingenommen, wie sie etwa der Prinz von Wales ebenso gebrauchen könnte. Wie wenige glaubten damals, daß er wirklich mit einer Energie und Ausdauer thätig sein werde, die wenigstens die von zwei gewöhnlichen Staatsbeamten aufwiegen würde; daß seine Studierlampe lange zuvor schon leuchten sollte, ehe sich die Dienstmädchen Berlins gähnend vom Nachtlager erhoben; daß er in Person die Exerzierplätze seiner Regimenter aufsuchen würde, um sich von der Einhaltung der verlangten Pünktlichkeit zu überzeugen; daß er jeder Beschwerde zugänglich sein werde, ob diese nun vom gewöhnlichen Arbeiter oder vom Kabinettsminister kam.

Wie alle Personen in hervortretender Stellung ist der Kaiser für alle seine öffentlichen Äußerungen einer scharfen Kritik teilhaftig geworden; niemand aber schildert uns ihn in seinem Privatleben. Wenn er als erster Führer der Armee den Degen zog, beschuldigte man ihn des kriegerischen Ehrgeizes; wenn er sich andererseits um die Klagen der arbeitenden Klassen bekümmerte, wurde er als heimlicher Sozialist angegriffen; wenn er zum Besuche benachbarter Herrscher reiste, scherzten die Zeitungsschreiber wohl über unausgesetzte Schmausereien. Die Tagesblätter Englands haben ihm bis heute noch kaum die angedichteten

Vergehen vergeben, die er während des Aufenthaltes seines Vaters in San Remo begangen haben sollte, obwohl mehr als nötig nachgewiesen ist, daß er nur als loyaler Sohn und Unterthan gehandelt hatte.

Am 16. August 1888 machte er in Frankfurt a. d. O. einige Bemerkungen, die alle Zungen in Bewegung setzten, da man sie fast als Vorboten einer Kriegserklärung auffaßte.

„Lassen Sie mich, meine Herren," sagte er etwa, „noch Eines hinzufügen. Es giebt Leute, die so schwächlich sind zu sagen, mein hochseliger Vater habe den Gedanken gehegt, das zurückzugeben, was wir einst mit dem Schwerte gewannen. Wir alle kennen ihn viel zu gut, um eine solche Verleumdung seines Andenkens völlig kühl anzuhören. Er war mit uns der Meinung, daß nichts, was durch die gewaltigen Anstrengungen jener Zeit errungen worden war, wieder aufgegeben werden dürfe.

„Ich glaube, daß es unter uns vom 3. Armeekorps, ebenso wie im ganzen Heere, nur eine Stimme giebt: Wir wollen lieber unsere 18 Armeekorps und 42 Millionen Einwohner auf dem Felde der Ehre verlieren, als einen einzigen Stein von dem aufgeben, was mein Vater und Prinz Friedrich Karl gewonnen haben."

Das klang freilich in Paris nicht angenehm, doch es ist dieselbe Ausdrucksweise, die ich in New-York zu hören erwarten würde, wenn da eine philantropische Bewegung zu dem Zwecke aufkäme, Texas und Arizona an Mexiko zurückzugeben; es ist dieselbe Sprache, die man in London bei einem Versuche hören würde, Frankreich nicht Elsaß-Lothringen, sondern die Kanalinseln zurückzuliefern.

Bald nach dieser viel mißdeuteten Rede kamen die

großen Herbstmanöver, bei denen zwei Armeekorps von je circa 30 000 Mann in voller Kriegsausrüstung gegen einander anzukämpfen und in ihnen unbekanntem Gebiete alle Schwierigkeiten eines wirklichen Feldzuges zu überwinden hatten. Unter Kaiser Wilhelm I. waren diese Truppenübungen schon seit längerer Zeit, infolge seiner hohen Jahre und seiner Abneigung gegen radikale Veränderungen, etwas oberflächlicher durchgeführt worden. Der Kaiser Friedrich war bei seinem krankhaften Zustande natürlich gar nicht in der Lage, während seiner dreimonatigen Regierung einen persönlichen Einfluß auf das Heer auszuüben, und alle Deutschen blickten deshalb mit Spannung darauf, wie ihr neuer Kaiser, wenn er zum erstenmale und unter Verhältnissen, die in gewissem Grade für seine Fähigkeit zur Oberleitung im wirklichen Kriege Zeugnis geben konnten, die Probe ablegte, sich mit der Führung größerer Truppenmassen abfinden würde. Er hatte natürlich durch drei große Feldzüge geschulte Generäle bei sich, und ein minder entschlossener Mann würde leicht eine Entschuldigung gefunden haben, an diesen Übungen nur konventionellen Anteil zu nehmen. Dem Kaiser aber lag ein solcher Gedanke fern. Vom Beginn bis zum Ende des siebentägigen Kampfes war ich in der Lage, ihn genau zu beobachten, und auch ein Laie in der Kriegskunst konnte dabei die erstaunliche Selbständigkeit, mit der er seine Anordnungen traf, die Kaltblütigkeit, womit er plötzlichen Gefahren begegnete, die Aufmerksamkeit, die er jedem Detail widmete, und die Energie, mit der er auf jedem bedrohten Punkte einsprang, mehr als hinreichend bemerken.

Machte er dabei Fehler? Ich setze es voraus . . .

ich hoffe es wenigstens, und jeder Soldat, der seinen Kaiser an jenen Tagen sah, segnete ihn dafür, daß er Mißgriffe lieber hier als vor einem wirklichen Feinde beging. Er lernte eben seine große militärische Maschine erst verwenden, und jeder Deutsche fühlte sich erleichtert bei der Nachricht, daß der Kaiser Talent für seinen Beruf zeige. Was verschlug es, daß er die wirkliche Frontlänge, die eine Division beim Angriffe einnehmen sollte, falsch schätzte? Was, daß er seine Kavallerie etwas zu frühzeitig gegen die feindliche Infanterie anstürmen ließ? Die Thatsache, daß so etwas bei dieser Gelegenheit vorkam, bietet die beste Sicherheit, daß es sich im ernsthaften Kampfe nicht wiederholen werde.

Am 14. Mai 1889, noch ehe er den Thron ein Jahr lang inne hatte, empfing er eine Abordnung unzufriedener Arbeiter und zwei Tage später eine solche von Arbeitgebern. Er sprach zu jeder verständlich, kurz und scharf. Er schmeichelte weder den Arbeitgebern, indem er die Arbeiter an ihre Brotstellen zurückverwies, noch suchte er sich die Gunst der großen Menge zu erobern, etwa durch täuschende Phrasen, die bei Politikern an der Schwelle politischer Wahlen so gebräuchlich sind. Was er da sagte, war vielleicht keiner Partei besonders angenehm, doch die ehrlichen, zu beider Besten gewählten Worte haben bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern in ganz Deutschland ein Gefühl von Vertrauen zu der Regierung als Richterin in industriellen Angelegenheiten wachgerufen.

Zu den Arbeitern sagte er (dem Sinne nach):

„Jeder Unterthan, der einen Wunsch vorzubringen hat, findet natürlich beim Kaiser ein offenes Ohr. Ich

habe das bewiesen durch die Erlaubnis, die ich Euch erteilte, hierher zu kommen und Eure Beschwerden vorzutragen. Ihr habt Euch aber selbst ins Unrecht gesetzt; Euere Bewegung verstößt gegen das Gesetz, und wär' es nur, weil Ihr vor dem Strike die 14tägige Kündigungsfrist nicht eingehalten habt. Ihr habt also Eueren Kontrakt gebrochen. Selbstverständlich hat diese Vertragsverletzung Euere Arbeitgeber empört und sie geschädigt. Außerdem sind Arbeiter, die nicht mit zu striken wünschten, durch Gewalt oder Drohungen an der Arbeit verhindert worden."

Er zählte den Leuten ferner alles Unrecht vor, das sie begangen hatten, versprach aber nichtsdestoweniger die eingehendste Prüfung der Angelegenheit. Daß er damit Wort hielt, brauchen wir nicht erst zu bemerken. Als die Arbeitgeber vor den Kaiser kamen und jedenfalls dessen Teilnahme für sich und gegen die Strikenden voraussetzten, stellte er sie wegen ihrer Selbstsucht noch strenger zur Rede. „Ich bitte Sie," ließ sich der Kaiser vernehmen, „bemühen Sie sich, Ihren Arbeitern Gelegenheit zu geben, um ihren Beschwerden in geordneter Weise Ausdruck zu verleihen. . . . Es ist ja natürlich und menschlich, daß jeder sich selbst zu verbessern sucht. Die Arbeiter lesen auch Zeitungen und kennen den Teil, den ihre Löhne zu dem Erträgnisse der betreffenden Gesellschaft liefern. Es liegt auf der Hand, daß sie doch auch daran teilzunehmen wünschen."

Wären diese Äußerungen das Diktat eines Sozialpolitikers mit dem Zwecke, die Hand des Kaisers in industrielle Angelegenheiten zu mischen, so würden sie nur

die Aufmerksamkeit verdienen, die man den offiziellen abgelesenen Thronreden entgegenbringt. Spiegeln sie aber die Überzeugungen eines Herrschers wieder, der sich um die Lösung alle Industriebetriebe beunruhigender Fragen bemüht, so ist ihnen gewiß mehr Bedeutung beizumessen.

Während der großen Manöver von 1889 empfing er eine Deputation von Universitätslehrern und nahm Gelegenheit den Gedanken anzuregen, ob nicht das gegenwärtige heimische Erziehungs- und Lehrsystem einer Verbesserung bedürfe. „Je tiefer und lebendiger das Volk die Geschichte kennen lernt,“ sagte er, „desto klarer wird es seine eigene Lage überschauen und auf diesem Wege gegenüber großen Aufgaben zu übereinstimmender Empfindung vorgebildet werden.“ Diese Sprache kann nicht unverständlich sein für einen Deutschen, der sich der Zeit der Unterdrückung durch Napoleon I. erinnert und sich die vielen Jahre vergegenwärtigt, die da verfließen mußten, ehe sich das Volk selbst dazu erhob, im Kampfe für seine Einigkeit zu handeln und zu denken wie ein einziger Mann. Der Kaiser hat seitdem Maßregeln ergriffen, um seine gegen die Göttinger Professoren ausgesprochenen Gedanken zu verwirklichen, und die Deutschen können es ihm danken, wenn der kommenden Generation Gelegenheit geboten ist, sich ihre Ideale nicht ausschließlich nach griechischen und römischen Vorbildern von oft zweifelhaftem Interesse zu gestalten, sondern nach thatsächlichen Patrioten der Neuzeit, nach einem Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Stein, Colomb Lützow und anderen Helden der Befreiungskriege.

Bald nach den Manövern von 1889 empfing der Kaiser den amerikanischen Gesandten William Walter Phelps

in mehr als höflicher Weise, indem er u. a. sagte: „Von Kindheit auf hab' ich das große, rasch wachsende Staatswesen, das Sie vertreten, rückhaltlos bewundert, und das Studium Ihrer Geschichte in Krieg und Frieden hat mir besonderes Vergnügen bereitet. Unter den mannigfachen kennzeichnenden Eigenschaften Ihrer Mitbürger bewundert die Welt besonders deren Unternehmungsgeist, deren Achtung vor dem Gesetz und deren Erfindungsgabe. Die Deutschen fühlen sich um so mehr zum Volke der Vereinigten Staaten hingezogen durch die vielfachen Bande, die die Blutsverwandtschaft unbedingt knüpft. Das Gefühl, das in beiden Ländern am meisten hervortretend herrscht, ist das der von langher bestehenden Verwandtschaft und Freundschaft, und die Zukunft wird die Innigkeit unserer Beziehungen nur noch zu kräftigen vermögen."

Das ist — ich wage es zu behaupten — die freundschaftlichste Sprache, die jemals ein deutscher Herrscher oder Minister gegen die Vereinigten Staaten geführt hat, und diese gewinnt an Wert noch mehr, weil sie aus dem Munde eines Mannes kommt, der nichts gesagt haben würde, was seiner Anschauung nicht völlig entsprach. Die für Mr. Phelps bewahrte persönliche Rücksicht machte dem Kaiser diese Sprache vielleicht noch leichter; ich bin indes überzeugt, daß wenige Deutsche, die nicht in Amerika selbst gereist sind, besser über unsere (die amerikanischen) Verhältnisse, unsere Geschichte, unsere Hilfsquellen und unsere Litteratur unterrichtet sein werden, als er. Als die „Kämpfe und Führer im Bürgerkriege" erschienen, las er das Werk mit warmem Interesse; als Offizier des Heeres hörte er Vorträge über unsere militärischen Operationen, und erst

vor wenigen Monaten ließ er sich mit einem Amerikaner in eine Besprechung von Georg Kennan's Werk über die Behandlung der nach Sibirien Verschickten ein.

Im Februar 1890 erließ er einen Armeebefehl, dessen Kern in den Worten liegt: „In meiner Armee soll jeder einzelne Mann eine gesetzentsprechende, gerechte und humane Behandlung erfahren." Dieser Erlaß erschien unerwartet, denn das Heer schien nicht mehr als gewöhnlich von Übergriffen höherer und niederer Offiziere zu leiden. Es ist aber eine Gewohnheit des Kaisers, selbst herauszufinden, was auf den Exerzierplätzen wie im Kabinet vorgeht. Er wartet nicht, bis offizielle Aktenstücke der Regierung Gelegenheit geben, einen Mißbrauch zu bemerken, oder bis sich eine Unzufriedenheit weiter verbreitet hat. Seine Sprache in diesem Erlaß hat zwar die Menschen nicht humaner gemacht, sie hat aber den brutalen Leuten Vorsicht eingeimpft, ihrer Brutalität Schranken zu setzen, und das ist so viel Erfolg, wie man von einem menschlichen Gesetze nur erwarten kann.

In demselben Monat rief er einen Kongreß von interessierten Nationen zusammen zum Versuche, ob sich etwas thun lasse, um die zunehmende Reibung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu vermindern, gleichviel ob der Kongreß von Erfolg begleitet sein werde oder nicht. Der Kaiser trat nicht selbst mit dem Lösungsversuche irgend einer Frage der Sozialphilosophie hervor; er verhielt sich vielmehr ausschließlich als Fragesteller. In diesem Sinne sagte er zu den erschienenen Deputierten: „Meine Herren! Die industrielle Lage Europas ist jetzt eine kritische. Lassen Sie uns dieselbe mit Ruhe besprechen;

lassen Sie uns Vorschläge ausarbeiten; lassen Sie uns sehen, ob diese Frage nicht einer einfacheren Entscheidung fähig ist."

Welche Folgen dieser Versuch auch haben möge, jedenfalls ist die Thatsache bemerkenswert, daß ein junger, mächtiger Kaiser sich vor der vollen Öffentlichkeit darum bemüht hat, zu Gunsten der Arbeiterschaft einzutreten.

Am 20. März 1890 trat Fürst Bismarck von seiner Stellung als Premier- oder richtiger als einziger Minister zurück. Ich vermeide es, hier auf dieses Ereignis weiter einzugehen, außer daß ich darauf hinweisen möchte, daß der Eiserne Kanzler sein Amt unmittelbar nach einer Reichstagsneuwahl niederlegte, die weit mehr Stimmen für sozialistische Kandidaten ergab, als je seit Bestand des Reiches. Er sah sich im Reichstag nur gedeckt von einer hoffnungslosen Minorität, und hatte bei den Bewohnern des Reiches genügend die Erfahrung gemacht, daß, wie groß seine Verdienste als Minister des Auswärtigen auch waren, diese doch betrübend zusammenschrumpften, wenn es sich um Erledigung der delikateren Fragen der Finanzwirtschaft, des Sozialismus, der Preßgesetzgebung und interner Verbesserung handelte.

Während der „Arbeitskonferenz" zeichnete der Kaiser den französischen Abgesandten Jules Simon durch besondere Zuvorkommenheit aus und sandte ihm später auch noch die musikalischen Werke Friedrichs des Großen, begleitet von einem recht herzlichen Schreiben. Das war eine Frankreich dargebotene Gelegenheit, etwas zu sagen, was man hätte als Vorboten freundlicherer Beziehungen betrachten können; einzuhalten mit dem Murren wegen Elsaß-Lothringens, das schon zwanzig Jahre lang angedauert

hatte und auch bis nach dem nächsten Kriege fortzudauern verspricht. Deutschland sah sich in dieser Hoffnung getäuscht, denn Frankreich bewies, daß es nur einen politischen Glauben hat, dessen Grundlage der Haß ist. Von den Salons des Faubourg St. Germain bis zu den Dachwohnungen des Montmartre hegt und pflegt man nur ein Gefühl: ... Frankreich ist in seiner Eitelkeit verletzt worden, und deshalb darf Europa nicht auf Ruhe hoffen, ehe jenes nicht seine „Revanche" gehabt hat.

Am 9. August 1890 wurde Helgoland ohne Schwertstreich und ohne ein böses Wort dem Reiche einverleibt. Was Gibraltar für Spanien ist, das und noch mehr ist jene kleine Insel vor der Mündung eines seiner Hauptströme und unweit seines wichtigsten Seehafens für Deutschland. Die friedliche Erledigung einer so wichtigen Angelegenheit ist nicht so sehr ein Beweis für des Reiches Wunsch, seine Küstenlinie zu sichern, als vielmehr für die Thatsache, daß England und Deutschland heutigen Tages in so freundschaftlichem Verhältnisse zu einander stehen, wie es seit der Zeit, wo Blücher und Wellington die Franzosen bei Waterloo schlugen, kaum der Fall gewesen war.

Von den Reisen des Kaisers habe ich aus Mangel an Raum nicht eingehender gesprochen. Im allgemeinen mag angeführt sein, daß kein Herrscher der Neuzeit so viel wie er von der Welt gesehen und keiner die Früchte seiner Reisen so unmittelbar für sein Volk auszunutzen gesucht hat. Er ist nicht nur hinausgezogen in weite Ferne, vom Nordkap nach dem Goldenen Horn und von der Themse nach dem Meerbusen von Finnland, nein, er hat ebenso gründlich Kenntnis von seinem eigenen Lande. Er

beherrscht mit Leichtigkeit die industrielle Natur jeder Gegend, die er besucht, und es trifft sich selten, daß er einem Manne begegnete, mit dem er nicht verständnisvoll über die Landschaft oder die Stadt, die dieser vertritt, zu sprechen im stande wäre. Auf und für seine Reisen verschwendet er keine Zeit, sondern benutzt einen eigenen Zug, der etwa nach dem Muster der Chicagoer Expreßzüge eingerichtet ist. Unterwegs erledigt er Staatsgeschäfte und diskutiert, im Dahinfliegen, jede Vorlage, die seiner Unterschrift bedarf. Seine Yacht leistet ihm auf der See dieselben Dienste, wie der Eisenbahnzug auf dem Lande, und beide werden ununterbrochen zu steter Bereitschaft sorgsamst in stand gehalten.

Als Tafelredner hat der Kaiser in Deutschland niemand, der ihn überträfe. Er spricht geläufig, ohne Unterlagen, drückt sich kräftig aus, erniedrigt sich nie zu konventionellen nichtssagenden Phrasen und giebt vor allem die sichersten Belege dafür, daß kein anderer seine Worte für ihn vorbereitet hat. Ich habe gewandten Rednern in England wie in Amerika gelauscht, und möchte, wenn Vergleiche in diesem Falle nicht unangebracht erschienen, behaupten, daß der Deutsche Kaiser sich auch nicht zu scheuen brauchte, vor einem Zuhörerkreise zu sprechen, wie ihn sonst ein Gesellschaftsmahl in Neu-England zu versammeln pflegt. Eine der herrlichsten Tafelreden, die ich je gehört habe, wurde vom Kaiser als Erwiderung eines Toastes auf seine Gemahlin in deren heimatlicher Provinz gehalten. Es war das während der großen kombinierten Land- und Seemanöver 1890, bei denen die Vereinigten Staaten durch den Kommandeur Ward und Großbritannien durch den Admiral Horby vertreten waren.

Des Kaisers Rede lautete etwa: „Ich wünsche, geehrte Herren, der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die die Kaiserin und ich selbst für die freundlichen Worte, die wir eben gehört haben, tief empfinden; gleichzeitig auch unserer Dankbarkeit für alles, was diesen ganzen Tag auszeichnete, und für den Empfang, den die Provinz uns bereitet hat. Immerhin bedurfte es dieses schönen Tages nicht, um uns erst von der warmen Freundschaft, die man uns hier entgegenbrachte, zu überzeugen. Das Band, das mich mit dieser Provinz vereinigt und mich an diese noch auf andere Weise fesselt, als an die übrigen Provinzen des Reiches, beruht auf dem Juwel, das an meiner Seite glänzt, auf Ihrer Majestät der Kaiserin. Diesem Boden entsprossen, das Vorbild aller Tugenden einer deutschen Fürstin, verdanke ich ihr die Fähigkeit, die schweren Aufgaben meiner Stellung in glücklicher Stimmung zu bewältigen und ihnen mit freier Stirn entgegen zu treten.“

Diese Worte des Kaisers waren völlig unerwartet, und niemand mehr als seiner hohen Gemahlin selbst, deren Züge vor Glückseligkeit über die ihr so öffentlich dargebrachte Anerkennung erglänzten. Überhaupt aber wird niemand, der den Sprecher bei der Tafelrunde hörte, die Spontaneität und die Ehrlichkeit seiner Worte in Zweifel gezogen haben.

Trotz des Prunkes, den althergebrachte Sitte von einem Kaiserhofe verlangt, ist der Deutsche Kaiser ein Mann von sehr einfachen gesundheitsförderlichen Gewohnheiten. Wenn ihm die Staatsgeschäfte Zeit gönnen, sucht er Erholung im Kreise seiner Kinder oder besucht unerwartet zu einer Tasse Thee und vertraulichem Geplauder

das Haus eines persönlichen Freundes. Er kennt den Wert klaren Wissens, und obwohl das Räderwerk der Regierung ihn mit durchgearbeiteten Berichten über jeden Gegenstand und aus allen Ecken der Welt versorgt, zieht er es doch vor, sein Volk unmittelbar zu studieren und läßt niemals eine Gelegenheit unbenutzt, um zu sehen, was rings um ihn vorgeht. Er liest natürlich alle wichtigen neuen Bücher; hält das Auge auf jede nützliche Thätigkeit gerichtet und bemüht sich, alle, die sich irgendwie verdient gemacht haben, zu unterstützen; es gewährt ihm Vergnügen, ganz unverhofft in die Werkstätten von Künstlern einzutreten, und er ist bereit, jedem entgegenzukommen, der mit einem interessanten Gedanken hervortritt.

Wenn ich seiner als Leiter der Geschäfte einer großen politischen Korporation gedenke, so glaube ich stets den Schlüssel zu seinen Erfolgen und seiner Popularität in Deutschland zu finden, wenn ich den lakonischen Ausspruch eines amerikanischen Offiziers über ihn anführe, der den Kaiser zum erstenmale bei den baltischen Manövern 1890 zu Gesicht bekam. Er kehrte errötet vor Erregung von einer Audienz zurück, und ich erwartete einen weitschichtigen Bericht von ihm schon deshalb zu hören, weil dieser Offizier seine ganzen Kenntnisse von Deutschland nur in Paris und St. Petersburg gesammelt hatte.

„Nun, was halten Sie von ihm?“ fragte ich.

„Unendlich viel! Er hat den richtigen Yankeekopf auf den Schultern!“

Es bedarf hierzu der Bemerkung, daß dieser Lobspruch in dem kurzen Wörterbuche meines Landsmannes der höchste war, den er eben äußern konnte.

Seine Armee.

Deutschland erwartet von Tag zu Tag das Signal, sein Heer zu mobilisieren und an die Grenzen zu rücken. Dieses Signal ist bisher durch große Bemühungen großer Männer noch zurückgehalten worden; doch große Männer werden auch alt und hinterlassen nicht immer Nachfolger, die ihren Aufgaben ebenso gewachsen sind, wie sie selbst es waren. Bismarck ist für den Frieden unablässig thätig gewesen, bis auch er die Überzeugung gewinnen mußte, daß zwischen Kaisern gewechselte Küsse, wie verbindliche Noten, nicht allemal für vollwertig zu gelten haben. Im Jahre 1870 kämpfte Frankreich allein gegen Deutschland; jetzt zählt es auf einen moskowitischen Verbündeten. Deutschland hat sich deshalb vorbereitet, einen Teil seines Heeres gegen Moskau zu schicken, einen anderen Teil gegen Paris, und den Rest zu gebrauchen, um die Dänen von einer Einmischung abzuschrecken oder die Sozialisten zu Hause zu überwachen. Die ersten Kosten, die es verursacht, die Nation auf Kriegsfuß zu bringen, wird durch den Goldschatz gedeckt, der sich in den Gewölben der Citadelle Spandau, nahe bei Berlin, befindet, ein Schatz, der übrigens die nach dem Kriege von Frankreich bezahlte Kriegsentschädigung noch lange nicht erreicht.

Die Friedensstärke des deutschen Heeres beträgt
520 Bat. Infanterie (inkl. Lehr-Bat.).
511 492 Mann, und zwar:
19 Bat. Jäger.
93 Regimenter mit 465 Eskadrons Kavallerie.
432 Batterien Feldartillerie.
31 Bataillone Fußartillerie.
83 Kompagnien Pioniere.
20 Kompagnien Eisenbahntruppen.
64 Kompagnien Train.
Ferner 93 560 Pferde.

Die Kriegsstärke kann nicht genau angegeben werden, da die Zahl der bei einer Mobilmachung einzustellenden Feldreserve und Ersatztruppen geheim gehalten wird. Es kommen daher zunächst in Betracht:

7 Jahrg. des stehenden Heeres und dessen Reserve	ca.	1 062 000	Mann
5 „ der Landwehr 1. Aufgeb.	„	605 500	„
7 „ „ „ 2. „	„	690 000	„
Offiziere (einschl. der Reserve)	„	36 000	„
Summa (ohne Landsturm u. Ersatzreserv.)		2 393 500	Mann.

Hierzu wären zu rechnen:

Pferde	439 759
Feldgeschütze	3 558
Belagerungsgeschütze	1 752
Andere Fahrzeuge	58 316
Munitionskolonnen	341
Telegraphen-Sektionen	25
Kommissariats-Kolonnen	287

Krankenträger-Kolonnen	94
Bäcker-Kolonnen und Abteilungen	41
Pferdedepots	19
Feldspitäler	341
Depot-Abteilungen	19

In den vorstehenden Zahlen sind nicht mitbegriffen die Stäbe und die Mannschaft, die in militärischen Etablissements zurückbleibt; die etwa 700 000 waffengeübten Leute der zweiten Reserve; der Landsturm aus alten Soldaten und die Eisenbahnregimenter, die wieder zusammen gegen 300 000 Mann zählen — ich sage „gegen“, denn ich bin leider nicht imstande, offizielle Zahlen hierüber anzugeben.

Die Rekrutierung.

Jeder Deutsche ist verpflichtet, zur Verteidigung des Vaterlandes beizutragen, und zwar nicht allein durch Zahlung von Steuern, was ja überall der Fall ist, sondern auch dadurch, daß er selbst seinen Platz im Heere einnimmt und sein Blut, wenn es zum Kriege kommt, Einer wie der Andere verspritzt. Wie erkennen es ja alle als des freien Mannes würdig an, daß er seine Person, seine Familie und sein Haus gegen jeden Angriff ver-

---

Wer noch Eingehenderes über diesen Gegenstand zu erfahren wünscht, dem kann ich nicht genug Kapitän Giersons (von der Royal Artillery in England) „The War Strength of Germany“ empfehlen. Dieses Werk rührt von einem Offizier her, der in Deutschland wie in seinem Vaterlande als militärische Autorität ersten Ranges betrachtet wird, und dem ich meine dankbare Anerkennung für die Berichtigung aller Angaben, die nicht auf meinen persönlichen Erfahrungen beruhen, hiermit gern öffentlich aussprechen möchte. P. B.

teidigt; Deutschland ist aber in neuerer Zeit das erste Land, das diese Anschauung bis zu ihrer logischen Schlußfolgerung ausgebildet und das ganze Volk möglichst gleichmäßig für einen Angriff von allen Seiten organisiert hat. Die Last, die es damit auf sich genommen hat, ist gewiß schwer, erscheint den Deutschen aber doch nicht so unerträglich als uns, denn sie hegen das Vertrauen, daß dieses Opfer zu ihrem Besten gebracht werde; sie wissen, daß diese Last auf alle, auf Arm und Reich gleichmäßig drückt; ihre Väter wiesen sie nicht von sich, weil sie wußten, daß das die einzige Möglichkeit gewährte, die Tyrannei des ersten Napoleon abzuschütteln, und es will sich für die Männer der Jetztzeit nicht schicken, zu klagen, wenn sie sich erinnern, welche Wunder sie in dem Kriege gegen Napoleon III. verrichteten.

Vom 17. bis zum 45. Lebensjahre hat die Armee Anspruch auf jeden Deutschen, der während dieses Zeitraumes nicht ohne spezielle Erlaubnis auswandern darf, und wie schwer diese Erlaubnis nur zu erlangen ist, geht wohl aus der Thatsache hervor, daß bei der Rekruteneinstellung im Jahre 1885 nicht weniger als 18000 in die Listen derjenigen eingetragen wurden, die sich ihrer Militärpflicht durch heimliche Auswanderung entzogen hatten.

Der gemeine Mann hat drei Jahre unter der Fahne zu dienen, weil dieser Zeitraum als notwendig erachtet wird, um aus dem gewöhnlichen jungen Manne einen tüchtigen Soldaten zu erziehen. Diejenigen dagegen, die ihre Prüfung auf höheren Schulen bestanden oder schon die Universität bezogen haben, oder auch diejenigen, die

durch eine spezielle Prüfung ihre höhere geistige Ausbildung nachweisen, werden bereits nach einem Jahre entlassen, haben aber auf eigene Kosten für ihre Kleidung und den vollen Lebensunterhalt zu sorgen. Natürlich gilt hierbei tadellose Gesundheit und normale Körperentwickelung als Voraussetzung. Kein Soldat wird mit einem Maße unter 157 cm eingestellt, während das geringste Maß bei Garderegimentern 170 cm beträgt; eine Ausnahme bildet die leichte Kavallerie, für die ein Mindestgewicht von 64 kg festgesetzt ist; bei der schweren Kavallerie ist ein solches von $68^1/_2$ kg zulässig. Wer nicht als Kombattant einrangiert wird, findet zu praktischen, wenn auch weniger ruhmvollen Garnisonarbeiten Verwendung.

Ausnahmen. — Besondere Ursachen können den Deutschen zuweilen vom Waffendienste befreien, oder er wird in solchen Fällen wenigstens „zurückgeschrieben", und zwar gilt das für:

1. den einzigen Sohn ohne diesen hilfloser Eltern;

2. den Sohn eines Landmannes oder Gewerbetreibenden, der ohne die Unterstützung des Sohnes sein Geschäft nicht weiter zu betreiben vermöchte;

3. den nächstletzten Bruder eines Heerespflichtigen, der im Kriege gefallen war oder eines solchen, der im Dienst seine Gesundheit eingebüßt hat, wenn durch eine solche Zurückschreibung die Lage des letzteren besser wird;

4. die jungen Leute, die berufsmäßig den Künsten obliegen und deren Ausbildung geschädigt werden würde, wenn sie eine Unterbrechung erlitte.

In ähnlichem Sinne gelten noch einige Ausnahmen. Mit einem Worte, der Staat kennt keinen Unterschied

zwischen Arm und Reich, zwischen Vornehm und Gering, soweit die Verteidigung des Vaterlandes in Betracht kommt, und wo eine Ausnahme zugelassen wird, da tritt deutlich der Grundsatz hervor, daß kein junger Mann seiner Berufsthätigkeit entzogen werden soll, wenn die Allgemeinheit infolgedessen Nachteil hätte. Niemand in Deutschland ist reich genug, um sich einen Stellvertreter zu erkaufen, doch ist auch niemand so arm, um nicht seine Befreiung vom Dienste erlangen zu können, wenn er dafür gesetzliche Gründe beizubringen vermag.

Die Rekrutenausbildung. — Das deutsche militärische Jahr schließt mit dem letzten Tage der großen Herbstmanöver, mit dem die Soldaten, die ihre Zeit abgedient haben, nach Hause zurückkehren und die Rekruten des betreffenden Jahrgangs eingezogen werden. Diese behandelt man dann mit Geduld und lehrt ihnen sorgsam die Elemente des Soldatenwesens. Da die Instruktoren sich der Bedeutung ihrer Aufgabe ebenso bewußt sind, wie sie die scharfe Inspektion kennen, der die junge Mannschaft unterzogen wird, wenn sie von den ersten Unterrichtsmeistern als fertig, um in Reih und Glied einzutreten, entlassen wird. Den ganzen Winter bis zum März des nächsten Jahres verwendet man dabei zur individuellen und elementaren Instruktion der Leute. März und April werden mit Kompagnieübungen ausgefüllt, und Bataillonsübungen folgen diesen im Mai nach. Juni und Juli geben den Rekruten Gelegenheit, den Felddienst kennen zu lernen. Im August kommen Regiments- und Brigadeexerzitien und schließlich nehmen die Neueingetretenen im September an den ersten großen Manövern teil.

Die hohe Bedeutung, die man in Deutschland der Ausbildung der Soldaten beilegt, mag mir zur Entschuldigung dienen, wenn ich an diesem Punkt noch ein wenig verweile. Zu Anfang also werden die Rekruten zu je 50 Mann einer Kompagnie zugeteilt und hier der Obhut eines dazu besonders gewählten Offiziers überwiesen, der vier oder fünf Unteroffiziere und dieselbe Anzahl Gefreite als Hilfsinstruktoren unter sich hat. Jeder Unteroffizier erhält zehn bis dreizehn Mann zur Ausbildung. Wer jemals in Westpoint (die einzige Militärakademie der Vereinigten Staaten im Staate New-York. — Der Übersetzer.) Kadetten beobachtet hat, wenn sie ebeneingetretene Gemeine drillen, kann sich ja eine Vorstellung von dem Bilde machen, das auch deutsche Rekruten bei ihrem ersten Einexerzieren zeigen.

Man beginnt dabei mit kürzeren Übungen, diese werden jedoch auf die Dauer von drei Stunden (8—11) des Vormittags und zwei Stunden (2—4) des Nachmittags ausgedehnt, denen sich noch des Abends theoretischer Unterricht anschließt. Wie in anderen Staaten besteht die Hauptarbeit des Tages darin, die Muskeln durch die verschiedensten gymnastischen Übungen geschmeidiger zu machen, wobei auch Gewehre die Stelle der sonst gebräuchlichen Hanteln ersetzen.

Mit der dritten Woche kommt die erlangte gymnastische Vorübung zur praktischen Verwendung, z. B. durch Voltigieren über das Pferd, durch Arbeiten am parallelen und horizontalen Barren, an Stämmen, Leitern und Seilen, und hierbei sucht man auch die thatsächlichen Aufgaben, wie sie der Ernstkampf öfter stellt, zu berücksichtigen, indem

die Mannschaft Mauern und Wälle zu erklimmen, Gräben zu überspringen und steile Böschungen hinaufzuklettern hat — Übungen, bei denen der Instrukteur den Leuten mit dem eignen Beispiele vorangeht — eine Regel, die in Westpoint ebenfalls stets eingehalten wird.

Das Gewehr erhält der Rekrut — d. h. um es als solches gebrauchen zu lernen — in der vierten Woche, und nun werden die Handgriffe mit diesem eingelernt, bis der der junge Soldat im März als fertig für die Inspektion angesehen wird. Es ist immer Veranlassung zu einer Art Festlichkeit, wenn der Hauptmann einer Kompagnie die neueinexerzierten Mannschaften dem Regimentskommandeur in Gegenwart des Offiziers, dem die Ausbildung übertragen war, zur Begutachtung vorführt. Dabei wird jeder Mann für sich geprüft, dann marschieren alle zusammen vorüber, exerzieren gemeinschaftlich, der Regimentskommandeur richtet eine kurze ermunternde Anrede an die Leute, und diese werden hierauf formell in die Kompagnien einrangiert.

Sobald der Sommer herankommt, folgen nun ausgedehnte Feldmärsche, die Leute werden über Auswahl und Benutzung des Terrains unterrichtet, sie lernen Erdwerke errichten, ein Lager aufschlagen, tiraillieren und üben sich im Vorposten- und Kundschafterdienste. Außerdem muß jeder schwimmen lernen und werden die militärischen Turnübungen fortgesetzt.

Viel Bedeutung wird auch der mündlichen Erläuterung beigelegt, die die Offiziere ihren Untergebenen bezüglich dessen, was sie im Felddienste erlernten, zu geben haben. Aus der Knabenzeit her erinnere ich mich, die Truppen

in der Umgegend Potsdams unaufhörlich exerzieren und vorzüglich auch kleinere Gruppen von Soldaten um ihre Offiziere versammelt gesehen zu haben, die ihnen mit Hilfe im Sande entworfener Zeichnungen einen kurzen Unterricht in der Feldbefestigung erteilten.

So geht die Ausbildung des Soldaten Stunde für Stunde und Schritt für Schritt weiter, bis der Herbst wiederkehrt und mit ihm die Feldübungen (Manöver) in großem Maßstabe, die in mancher Hinsicht den wirklichen Krieg nachahmen und die Mannschaften an Gewaltmärsche, an das Lagern im Felde bei jeder Witterung und an Überwindung wirklicher Hindernisse gewöhnen.*)

Der Deutsche Kaiser nimmt als thatsächlicher Chef der Armee an diesen kriegerischen Übungen teil; er befehligt zuweilen eine Kavalleriedivision und dann wieder ein ganzes

---

*) Der Geschwindschritt der deutschen Infanterie mißt 0,8 m und die Anzahl in der Minute beträgt 112 Schritte.

Die Reiterei macht beim Schrittreiten 125 Schritte zu 0,8 m; beim Traben deren 300 und beim Galoppieren 500 in der Minute.

Die Infanterie marschiert 4 Mann hoch.

Die Kavallerie reitet 3 Mann hoch.

Eine Infanteriedivision nimmt mit ihrer ersten Bagage auf der Landstraße eine Strecke von etwa $8^1/_3$ km, mit der weiteren Bagage von $12^1/_2$ km ein. Mit Einschluß ihres Trains (einer Artillerie- und einer Infantrie-Munitionskolonne, einer Proviantkolonne, einer Wagenparkkolonne und zwei Feldhospitälern) bedeckt sie eine Straßenlänge von 18 km; ein ganzes Armeekorps mit seinen vollzähligen Kolonnen und Trains braucht für sich eine Straßenstrecke von fast 43 km, oder nicht viel weniger als die Bahnlänge von Berlin bis Eberswalde.

Unter ganz günstigen Umständen legt ein großer gemischter Truppenkörper einen Kilometer in 12 Minuten zurück.

Armeekorps. Immer ist er der erste im Felde, gleichsam der Anreiz zu allen Mühen des Tages, aber auch der letzte, der sich Ruhe gönnt. Er fühlt sich nie zufriedengestellt nur mit dem, was gewesen ist, da er sich sagt, daß neue Erfindungen für den Krieg wie jedes andere Machtmittel in Rechnung zu ziehen sind, und daß er, um die beste Armee Europas zu besitzen, des vorzüglichsten Offiziersmaterials bedarf. Bei den Manövern 1889 veranstaltete er z. B. Versuche mit rauchlosem Pulver und mit tragbaren stählernen Forts — die letzteren keineswegs eine willkommene Neuerung für die große Mehrzahl der Artilleristen.

Die Löhnung des Heeres. In Deutschland ist der Dienst im Heere nicht wie anderwärts ein einträgliches Geschäft. Der Monatssold beträgt z. B.:

für einen Feldwebel	. . . .	ca. 60 Mk.
„ „ Unteroffizier	. . .	„ 25,50 „
„ „ Musiker	. . . . . .	„ 16 „
„ „ Gemeinen	. . . .	„ 10,50 „

Dem Gemeinen werden täglich 16 Pf. für die Kost (nebst $^3/_4$ kg grobem, sog. Kommißbrote) abgezogen. Hierzu kommen noch 12 Pf., die ihm von seinem Solde gekürzt werden, doch erlangt oder behält er, unter Beobachtung der peinlichsten Sparsamkeit der Heeresverwaltung, ein frisches, kräftiges Aussehen und überraschende Leistungsfähigkeit. Die Dekorationen (Orden, Auszeichnungen), die sich ein deutscher Soldat erringt, haben für ihn auch einen gewissen Geldwert, denn sie bringen ihm meist monatliche Extraeinnahmen von 3 bis 8 Mk. und außerdem 1 Mk. Zulage zu seinem gewöhnlichen Solde ein.

Ein wichtiger Anreiz, sich tadellos zu führen, liegt

für die Soldaten in der Aussicht, daß die Regierung, wenn sie weiter dienen und schließlich „ehrenvoll entlassen" werden, für sie sorgt, indem sie ihnen öffentliche Anstellungen — mit einem Mindestgehalt von 40 Mk. monatlich für den Gemeinen und von 100 Mk. für einen früheren Feldwebel — offen hält. Unteroffiziere, die zwölf Jahre lang mit der Waffe gedient haben, erwerben sich damit Berechtigung zu einer staatlichen Anstellung.

Das ist eine Einrichtung, die sich zwar für den entlassenen Soldaten vortrefflich bewährt, für manche Zweige des Staatsdienstes aber von zweifelhaftem Werte erscheint. Vielleicht ist die Mangelhaftigkeit des deutschen Eisenbahnsystems (? — Der Übers.) gegenüber dem der Vereinigten Staaten und Englands auf diese Einrichtung zurückzuführen, durch die frühere Feldwebel und Unteroffiziere im Handumdrehen zu Eisenbahnbeamten verwandelt werden.

Was die Uniformierung angeht, so behandelt der Kaiser seine Soldaten wahrhaft fürstlich, indem er ihnen je fünf „Garnituren" gewährt, von denen der Soldat zwei ausgehändigt erhält, während drei in den „Kompaniekammern" für außergewöhnliche Gelegenheiten, wie große Revüen, und für Feiertage aufbewahrt werden. Auf dem Marsche führt jeder Mann seine beste Garnitur auf dem Rücken mit sich. Um den Hals trägt er eine Weißblechmarke zum Zwecke der etwa nötigen Identifizierung. In den Saum der Kleidung ist ein kleiner Vorrat antiseptischen Verbandmaterials eingenäht, und im Tornister trägt er u. a. ein Gesangbuch. Die Gesamtbelastung des Mannes beträgt gegen 29 kg — eine Zahl, die mich erschreckt, während ich sie niederschreibe.

Spezialwaffen. Der amerikanische Bürgerkrieg hat Europa zuerst den Wert der Eisenbahnen bezüglich der Erleichterung der Operationen vor Augen geführt; kein Staat aber hat sich diese Lehre ernster zu Herzen genommen als Deutschland, das jetzt für diesen Zweig besonders vorgebildete Truppen besitzt. So verfügt es über eine von Berlin ausgehende circa 50 km lange Bahnlinie, die ausschließlich von Soldaten gebaut ist und unterhalten wird. Dieselbe zählt vier Stationen, führt über 16 Stein- und 3 Eisenbrücken und kreuzt 6 Überbrückungen. Der Verkehrsleiter ist ein Feldoffizier, dem 3 Lieutenants zur Unterstützung beigegeben sind. Das Maschinenpersonal besteht aus 9 Unteroffizieren als Lokomotivführern und 18 Gemeinen als Heizern. Das Zugspersonal umfaßt 24 Unteroffiziere als Kondukteure und 48 Gemeine als Bremser.

Stets ist je eine Kompagnie bei dieser Bahnlinie in Thätigkeit, wobei der Hauptmann als Verkehrsinspektor, die übrigen Offiziere als Linieninspektoren und Unteroffiziere als Stationsvorstände Dienst thun.

Ich würde diese Eisenbahn vielleicht nie zu Gesicht bekommen haben, wenn ich nicht eines schönen Nachmittags bei Gelegenheit einer Bootsfahrt unter eine Geleisüberführung gekommen wäre, die sich auf meiner Spezialkarte nicht vorfand. Zur weiteren Aufklärung verließ ich das Boot, kletterte eine steile Böschung in die Höhe und sah da zu meiner Überraschung einen Soldaten — mit dem Rücken zu mir gewendet — ganz in meiner Nähe, dessen Aufmerksamkeit zu erregen ich mich weislich hütete, denn ich verspürte keine Lust, hier als Spion oder vielleicht

gar als vermuteter Dynamitard arretiert zu werden. So schlüpfte ich denn so still wie möglich wieder zu meinem Boote hinunter und ruderte lautlos auf der schmalen Wasserstraße dahin, bis mir in gebührender Entfernung von jeder Uniform die Aufklärung wurde, daß ich eben unter der Militärbahn weggekommen war, die von der Hauptstadt nach einem Artillerie-Schießplatz bei Kummersdorf führt — ein Endpunkt, der den Gedanken völlig ausschließt, daß diese Bahn jemals aus dem Personenverkehr eine Dividende abwerfen könnte.

Die Ausbildung der Eisenbahntruppen umfaßt natürlich den Bau von Bahnanlagen ebenso wie deren Zerstörung, und die Regierung schränkt jene hinsichtlich des Materials in keiner Weise ein. Zuweilen finden auch ganze Kompagnien Verwendung zum Bau und zur Reparatur von Staatsbahnstrecken. Im Jahre 1882 führte z. B. eine Abteilung derselben die Anlage der Linie zwischen Hirschberg und Schmiedeberg in Schlesien aus, und ebenso werden Eisenbahntruppen oft in Anspruch genommen, um durch Überschwemmungen oder Unfälle beschädigte Dämme oder Brücken wieder herzustellen.

Die Eisenbahnabteilung im deutschen Kriegsministerium ist fortwährend um Auffindung von Mitteln bemüht, um Mannschaften und Material mit größerer Schnelligkeit zu „verladen“, denn bis jetzt bleibt hierin noch manches zu wünschen übrig. Der Infanterie ist offiziell eine Stunde zum Einsteigen, d. h. zur Füllung eines ganzen Zuges, bewilligt; der Kavallerie und der Feldartillerie zwei Stunden; den Kolonnen, nämlich Bagage- und Munitionstrains, sogar drei. Die normale Geschwindigkeit

deutscher Militärzüge beträgt — bei 100 bis 110 Nutzaxen des Zuges — nur 25 km in der Stunde. Für Kriegszwecke belastet man die einzelne Axe mit einer Ladung, die aus 12 Offizieren oder 16—20 Gemeinen, oder 3 Pferden mit 1 Manne, oder endlich mit einem leichten Fahrzeuge oder einem halben schweren besteht. Die zweiaxigen Wagen 3. Klasse nehmen gewöhnlich 40 Mann auf, oder — die Güterwagen — 6 Offiziers- oder 8 Mannschaftspferde. Ein vorschriftsmäßiger deutscher Militärzug befördert dann:

1 Infanteriebataillon mit Regiments- oder Brigadestab; oder 1 Jägerbataillon; oder 1 Schwadron mit Regiments- oder Brigadestab, ohne diesen $1^1/_2$ Schwadron; oder 1 Feldbatterie mit Regiments- oder Abteilungsstab; 5/6 einer berittenen Batterie oder $1^1/_2$ Pionierkompagnie nebst Divisions-Brückentrain.

Eine Vorstellung von dem Umfange des Eisenbahntransports, auf den sich die Deutschen in einem Kriege der Zukunft einrichten, wird man gewinnen, wenn ich hier die Anzahl der Bahnzüge zusammenstelle, die der Transport nur eines einzigen Armeekorps — etwa 30 000 Mann, und solcher Korps giebt es jetzt 20 — erfordert.

	Zahl der Züge
Hauptquartier und Zubehör	2
2 Divisions-Hauptquartiere und Feldbäckerei . .	2
25 Bataillone Infanterie mit Brigade- und Regimentsstäben	25
2 Kavallerie-Regimenter (10 Schwadronen). . .	6
12 Batterien Divisions-Artillerie	12
3 Batterien Korps-Artillerie	3

2	berittene Batterien	$2^1/_2$
2	Divisions-Brückentrains mit 3 Pionierkompagnien	2
3	Sanitätsabteilungen	$1^1/_2$
4	Infanterie- und 6 Artillerie-Munitionskolonnen	10
5	Proviantkolonnen	5
1	Korps-Brückentrain	2
1	Pferdedepot	1
12	Feldspitäler	4
5	Wagenpark-Kolonnen	15
4	Trains mit Hilfstruppen u. s. w. für den ersten Bedarf	4

Das ergiebt eine Summe von 97 Bahnzügen, nur für den 20. Teil der Armee, oder für das ganze Heer von 1940 Zügen, die hintereinander gestellt eine Linie bilden würden von Berlin bis . . . doch ich überlasse die Ausführung dieser Berechnung berufeneren Sachverständigen.*)

Deutschlands Pioniere und Eisenbahntruppen umfassen im Frieden:

20 Bataillone Pioniere mit 83 Kompagnien,
1 Kompagnie Telegraphentruppen,
2 Eisenbahn-Regimenter mit 4 Bataillonen,
1 Eisenbahn-Bataillon zu 2 Kompagnien,
1 Luftschiffer-Abteilung.

*) Der Leser, der diesen Gegenstand mit besonderer Rücksicht auf amerikanische Verhältnisse weiter zu verfolgen wünscht, sollte das 4. Kapitel der „Principles of Strategy“ von Lieutenant Bigelow, Reiteroffizier in den Vereinigten Staaten, (Ausg. 1891) zu Rate ziehen. Die Erfahrungen aus dem amerikanischen Bürgerkrieg finden sich da auf die Anforderungen der Neuzeit angewendet.

Die Luftschiffer-Abteilung ist dem 1. Eisenbahn-Regiment beigegeben und besitzt alles Notwendige zur Herstellung und Füllung von Luftballons. Eine Brieftauben-Anstalt mit 50 Vögeln ist wieder der in Berlin stationierten Abteilung beigegeben; andere Stationen für Brieftauben befinden sich in Köln, Posen, Thorn, Würzburg, Mainz, Wilhelmshaven, Kiel, Danzig und Tönning, jede mit 200 Tauben. Metz und Straßburg haben jedes 600 Tauben.

Neuerdings werden auch Hunde benutzt, die Vorposten- und den nächst zurückliegenden Truppen Botendienste leisten.

Jedes Armeekorps besitzt in seinem Divisions- und Korps-Brückentrain hinreichendes Material, um eine Brücke von 190 bis 200 m Länge herzustellen. Gewöhnlich rechnet man einen halben Tag als die notwendige Zeit zur Errichtung eines solchen Stromüberganges mit dem Brückentrain eines Armeekorps.

Der Vorposten-Telegraphenapparat besteht aus zwei Morseschreibern, einer Batterie von 10 Daniellschen Elementen und 2 Rollen mit je 1 km Kabel umwickelt. Letzteres ist so dünn wie möglich gehalten und wiegt bei 1 km Länge nur $7^1/_2$ kg, in Verpackung nicht mehr als etwa 10 kg. — Die Morseapparate wiegen jeder nahezu $4^3/_4$ kg; sie sind automatisch und für fortdauernden (sog. Ruhe-) Strom eingerichtet.

Ein Unteroffizier und zwei Mann genügen zur Bedienung dieses Vorposten-Telegraphen. Ein Mann bleibt mit der Batterie und einem der Apparate an der Anfangsstation zurück, während der andere weiter geht und

das Kabel von der in der Hand gehaltenen Rolle ablaufen läßt, wobei er die zweite Rolle in einer besonderen Tragtasche mitführt. Diesen zweiten Mann begleitet der Unteroffizier, der den anderen Morse-Apparat trägt. Die Auslegung beider Kabel und die Verbindung beider Stationen erfordert eine Zeit von 10 Minuten, und 25 Minuten bedarf es, um sie wieder aufzurollen. Von diesen Vorposten-Telegraphen besitzt Deutschland 60 Exemplare.

In der Armee werden auch bewegliche elektrische Lichter und Beleuchtungsapparate, bestehend aus einer Dolgoruki-Maschine, einer Hefner-Alteneckschen Dynamo-Maschine und einem Siemensschen Reflektor zum Absuchen des Feldes oder zur Beleuchtung bei Belagerungen verwendet. Hierzu treten endlich noch die feststehenden elektrischen Lichter zu gleichem Zwecke in Festungen und Küstenbatterien.

Die deutschen Offiziere. — Alle europäischen Heere werden von Spionen umlauert, die der Feind bezahlt, um Verbesserungen in Methoden oder Kriegsmaterial zu erspähen. Die deutsche Armee kann solchen Versuchen am sorglosesten zusehen, denn von allen militärischen Geheimnissen, die sie besitzt, ist das einzige, was dem Feinde in einem zukünftigen Kriege von Wert sein könnte, doch noch von keinem Volke richtig erfaßt worden: das ist die Zusammensetzung und Ausbildung seines großen Offizierskorps. Vom Standpunkte des konstitutionellen Staatsmannes aus betrachtet, ist eine große Armee kein zweifelloser Segen; doch — ob Segen oder nicht — Deutschland verlangt und bedarf es, daß seine Armee die beste ihrer Art sei, so lange es eben ein Militärstaat bleibt.

Als Chef der Armee ernennt der Kaiser eigentlich jeden Offizier des Heeres und übt eine unablässige Kontrole der Männer, die als würdig befunden werden sollen, seine Uniform zu tragen. Seine Offiziere vertreten nicht nur die Aristokratie der Gesellschaft und des Grundbesitzes im Lande, sondern auch die der Erziehung. Um auch nach Ablegung aller vorschriftsmäßigen Prüfungen in die Armee einzutreten, muß der Offiziersaspirant von der Mehrzahl der Offiziere seines Regiments als „würdig zur Aufnahme unter diese" erklärt werden. Jeder Deutsche erlangt den Zutritt in ein Regiment nur durch eine Art Wahlverfahren, wie etwa beim Eintritt in einen exklusiven gesellschaftlichen Klub, und das hierdurch erworbene Zeugnis hat viel Bedeutung für den Charakter der Männer, die das Offizierkorps des Kaisers bilden.

Beim Avancement entscheidet nicht allein das Dienstalter, sondern auch das persönliche Verdienst, und der Kaiser ordnet das Aufrücken entweder auf Grund von Prüfungsergebnissen, wie bei der Artillerie und den Ingenieuren, oder von Berichten der hohen Offiziere. Der deutsche Offizier genießt zu Hause einen Grad von sozialer Macht, die für jeden, der das nicht selbst gesehen hat, unglaublich erscheint, und von der Regierung wird nichts versäumt, seine Bedeutung in den Augen des Volkes noch zu erhöhen. Man begegnet ihm nie anders als in Uniform, und dieses Ehrenzeichen dient ihm als Freipaß ebenso in den Straßen der Stadt, wie in den Salons der vornehmsten Gesellschaft.

Der Leiter einer Militärschule beurteilt die Qualifikation eines angemeldeten Kadetten ebenso vom gesell-

schaftlichen Standpunkte, wie er seine geistigen Fähigkeiten abwiegt, und ist er nicht ganz befriedigt bezüglich der Herkunft oder der häuslichen Verhältnisse des Aufnahmesuchenden, so weist er ihn einfach zurück.

Abweichend von dem Militärschüler in Westpoint bezahlt der deutsche Kadett je nach Umständen 800 bis 1200 Mark jährlich für seine Ausbildung. Der einzige Fall, in dem von einem Entgelt abgesehen wird, ist der, daß der Vater des jungen Mannes im Kriege gefallen wäre oder sonstige ganz zwingende Gründe für eine solche Aufnahme vorlägen. Das Haupt-Kadettenhaus befindet sich unweit Berlins in Lichterfelde; es beherbergt 880 junge Leute und ist ein in die Augen fallender schöner Backsteinbau. Neben dieser Anstalt giebt es noch acht andere, so daß zusammen 2500 Kadetten Aufnahme finden können. Die Zöglinge werden im Alter von 10 bis 15 Jahren zugelassen und erhalten die vielseitigste Ausbildung. Meines Wissens ist Westpoint die einzige Schule dieser Art, wo die Regierung noch dafür zahlt, daß sich Zöglinge ihr zuwenden und hier eine gute Erziehung und Ausbildung genießen, ein Verfahren, das den Eltern der mit dieser Wohlthat bedachten jungen Leute recht genehm sein mag, das aber entschieden gesunden Regierungsgrundsätzen widerstreitet. Unsere (d. h. die amerikanischen) Juristen, Geistlichen, Ärzte und Gewerbtreibenden verlangen auch nicht, daß die Regierung die Kosten ihrer Ausbildung trage, oder würden sich dadurch jedenfalls beschämender Mißachtung aussetzen. Warum sollen denn Soldaten oder Seeleute von Beruf hierin eine Ausnahme bilden? Der Inhaber eines Reifezeugnisses von Westpoint tritt sofort in eine mit aus-

kömmlichem Gehalt bedachte Stellung ein, so daß er sorglos leben und sogar heiraten kann — wenn er ein weibliches Wesen findet, das ihm paßt und gefällt. Kein anderer Beruf kann einen so sicheren Ertrag und eine so sorglose Lebensstellung versprechen.

Wenn man anführt, daß junge Leute ohne eine Vergütung dieser Art nicht in das Heer (der Vereinigten Staaten) eintreten würden, so erscheint mir das als eine Beleidigung der Einsicht und Vaterlandsliebe der großen Mehrzahl der amerikanischen Jünglinge. Der Engländer zahlt reichlich für die Berechtigung, in Woolwich einzutreten; Saint Cyr ist für die Franzosen auch nicht kostenlos, und der deutsche Kaiser findet keine Schwierigkeiten, sein großes Offizierkorps in der jetzt geübten Weise vollzählig zu erhalten. Und da sagt man uns, daß nur Amerikaner allein der Vaterlandsliebe und Thatenlust entbehren, die einen jungen Mann zum Waffenhandwerk begeistern?

Wenn irgend etwas in der Armee unsere besten (amerikanischen) Offiziere anwidert, so ist es die Einführung der Politik in jene, die Empfindung, daß Verdienst weniger gilt als Einfluß in Washington, und daß für die Entfaltung von Eifer und Geschicklichkeit kein Raum gegeben ist — außer wenn man seinen Abschied nimmt. Schon ein flüchtiger Einblick in die Verhältnisse unseres Heeres wird zahlreiche Beweise für diese Lage der Dinge liefern.

Die sog. Kadettenhäuser in Deutschland sind nicht die einzigen Thore zu dem Gebiete der Armee; sie bezwecken nur in erster Linie, Zöglinge mit sehr frühzeitiger Neigung zum Soldatenberufe zu erziehen. Im Reichstag hat man wiederholt seiner Unzufriedenheit darüber Ausdruck ge-

geben, daß die Kinder und ganz jungen Leute durch solche Kadettenhäuser zu frühzeitig allen friedlichen Aufgaben entfremdet würden und in der Anschauung aufwüchsen, daß nur der Krieg die Hauptaufgabe des Staates sei.

Die wirklich militärischen Studien nehmen ihren Anfang auf den sogenannten Kriegsschulen, die der Anstalt in Westpoint mehr entsprechen als die Kadettenhäuser. Die Zulassung zu diesen Schulen wird durch eine besondere Prüfung erworben, und beim Wiederverlassen derselben müssen die jungen Leute noch eine zweite Prüfung ablegen, ehe sie als Offiziere angestellt werden. Solcher Anstalten giebt es in Deutschland neun, jede mit etwa hundert Kandidaten für die Epauletten. Während seines Verweilens auf der Kriegsschule verkehrt und speist der Offiziersaspirant mit den älteren Offizieren desjenigen Regiments, in das er einzutreten beabsichtigt, und lernt hier seine späteren Kameraden kennen. Wenn er diesen aus irgend welchen Gründen nicht zusagt, so erhält er einen leisen Wink, und als feinfühlender Mann versucht er sein Glück an anderer Stelle. Soweit kommt es indes nur selten, denn es fällt ja keinem schwer herauszufühlen, ob sein Eintritt in das betreffende Regiment dessen Offizieren angenehm ist oder nicht, und nach dieser Wahrnehmung zu handeln.

In den Fächern der Genietruppen und der Artillerie gestaltet sich der Lehrkursus noch strenger als in den anderen. Die Kadetten haben erst ein Jahr und neun Monate als überzählige Sekondeleutnants bei ihren Regimentern zu dienen, wonach sie die Ingenieur- oder Artillerieschule in Berlin besuchen, wo die Artilleristen einen

9½ monatlichen, die Ingenieure einen 20½ monatlichen Kursus durchzumachen haben, ehe sie in eine thatsächliche Stellung bei der Armee einrücken. Natürlich hatten sie vorher schon die allgemeine Kriegsschule besucht.

Der junge Mann in Westpoint wird frisch vom Paradeplatze und dem Sektionszimmer nach der mexikanischen Grenze oder nach dem fernen Westen versetzt und unmittelbar an die Spitze einer Truppenabteilung gestellt, von der meist jeder gemeine Mann mehr vom Kriege an der Grenze weiß, als je in Westpoint gelehrt worden ist. Es würde unseren jungen Offizieren manche Demütigung und unseren braven Soldaten manche schlimme Zeit ersparen, wenn wir nur in geringem Grade die gesunde Vernunft der Deutschen kopierten und jene jungen Leute zuerst einem aktiven Kommando als Überzählige überwiesen, so daß sie etwas vom Leben im Felde lernten, ehe sie dabei selbstständig handelnd aufzutreten hätten. Der zehnmonatliche Kursus auf der Kriegsschule zu Berlin umfaßt Taktik, Geschützwesen mit Einschluß der Herstellung von Geschützen, Lafetten und Munition; ferner die Theorie des Geschütz- und Gewehrfeuers; die Lehre von den kleinen Waffen, von den Feld- und den dauernden Fortifikationen und dem Angriff wie der Verteidigung befestigter Stellungen; weiter von der Militärtopographie, der Armeeorganisation und Verwaltung und von der militärischen Korrespondenz.

Der praktische Kursus bietet dann taktische Übungen auf unebenem Terrain — in Westpoint eine Seltenheit — Besuche der Artilleriedepots, der technischen Etablissements, der Ingenieurübungsplätze und der Festungen; dazu Übungen in der Herstellung von Infanteriemunition; im

Kanonenexerzieren, Reiten, in der Gymnastik und dem Gewehrschießen.

Noch höher als die Kriegsschule steht die Kriegsakademie, wo Offiziere noch weiter gehende Ausbildung für besondere Verwendung in den Stäben erhalten, wie bei uns einzeln in Willetspoint und in der Festung Monroe und etwa entsprechend dem englischen „Stabsoffizierskolleg“. Die deutschen Offiziere dienen gewöhnlich sechs Jahre, ehe sie zu diesen Kursen übergehen, obwohl sie auch schon nach drei Jahren das Recht haben, sich zur Aufnahmeprüfung anzumelden. Dieser Kursus ist von so großer Bedeutung und bietet die Anleitung zu so verschiedenen wichtigen militärischen Aufgaben, daß ganz scharf darauf geachtet wird, keinen zuzulassen, der dazu nicht nach allen Seiten geeignet erscheint.

Zuerst muß also der Regimentskommandeur das Aufnahmegesuch unterstützen und bestätigen, daß der Kandidat seiner Überzeugung nach dazu mitbringt:

1. Tüchtige praktische Kenntnis seiner Pflichten.
2. Neigung und Energie zum Studium.
3. Gute Gesundheit.
4. Überhaupt einen guten moralischen Charakter.
5. Eigene Geldmittel.

Der mehr väterliche Grundzug der deutschen Militärverwaltung zeigt sich hier in auffallendem Gegensatz zu dem der unseren.

Der Lehrgang hier erfordert gewöhnlich drei Jahre und umfaßt:

1. Rekognoszierungen in der Umgebung Berlins.
2. Besuche in Geschützgießereien, Pulvermühlen, Ar-

tilleriewerkstätten, ferner der Befestigungen von Spandau, der Fortifikationsmodellkammer in Berlin und der Laboratorien.

3. Praktische Landesaufnahme.

4. Eine 21 Tage währende Generalstabsreise, in deren Verlauf praktische Probleme, wie sie im wirklichen Kriege vorkommen, zu lösen sind.

5. Urlaubsweise werden überdies zwischen dem ersten und dem zweiten Jahre Infanterieoffiziere Kavallerieregimentern überwiesen; Kavallerie-, Artillerie- und Ingenieuroffiziere wieder Infanterieregimentern; Kavallerieoffiziere gehen zeitweise zu Feldartillerie- und Ingenieuroffiziere zu Kavallerieregimentern, um alle mit den anderen Fächern als ihrem eigenen vertrauter zu werden.

Beim Verlassen dieser Akademie werden vierzig der besten Leute zum großen Generalstab kommandiert, wo sie versuchsweise zwei Jahre thätig sein müssen, ehe sie endgiltig in den Generalstab aufgenommen werden, der in Preußen vierundfünfzig, in Bayern sieben Mitglieder zählt.

Daneben giebt es noch andere Spezialschulen, z. B. für Sanitätsoffiziere; für Kavallerie; die Militärgymnastische Normalschule in Berlin; die Schießschule in Spandau und die Artillerieschule in Berlin. Es besteht auch eine besondere Schule in Potsdam (Lehr-Infantrie-Bataillon), zu der die Zöglinge aus allen Teilen Deutschlands gesendet werden, um die Gleichmäßigkeit im Exerzieren und der sonstigen Ausbildung sicher zu stellen.

Der Monatssold in der deutschen Armee ist kein derartiger, daß der Verdacht aufkommen könnte, ein Offizier trete in Erwartung einer hohen klingenden Vergütung ins Heer ein.

Ein kommandierender General bezieht jährlich 12000 Mk. und 18000 Mk. Dienstzulage, dazu freie Dienstwohnung mit Mobiliarausstattung und Feuerungsmaterial.

Ein Divisionskommandeur (Generallieutnant) jährlich 12000 Mk. und 4500 Mk. Dienstzulage.

Ein Brigadekommandeur (Generalmajor) jährlich 9000 Mk. und 900 Mk. Dienstzulage.

Ein Regimentskommandeur jährlich 7800 Mk.

Stabsoffiziere jährlich 5400—5700 Mk.

Ein Hauptmann bezw. Rittmeister 1. Klasse jährlich 3600—3900 Mk.; ein solcher 2. Klasse jährlich 2160—2520 Mk.

Ein Premierlieutnant jährlich 1080—2160 Mk.; ein Sekondelieutnant jährlich 900—1008 Mk.

Hierzu kommt noch ein Wohnungsgeldzuschuß, der nach den Chargen und nach den Servisklassen in den verschiedenen Garnisonen zwischen 216—1500 Mk. beträgt.

Diese Tabelle enthält nicht viel, was die Begehrlichkeit eines Obermaschinisten bei uns erwecken könnte, und die zwei untersten Grade dürften selbst den Ehrgeiz unserer gewöhnlichen Arbeiter nach der pekuniären Seite nicht befriedigen. Unsere eigenen kaum flügge gewordenen Lieutnants erhalten von Anfang an etwas über 4800 Mk. das Jahr, und mögen sich wohl wundern, wie selbst der genügsamste Deutsche bei seinem kärglichen Sold bestehen könne.

Die Antwort lautet sehr einfach: „Das ist auch gar nicht der Fall!“ und deshalb liegt es auf der Hand, daß jeder Offiziersaspirant seinem Vorgesetzten den Beweis zu liefern hat, daß er außer seinem Sold noch etwas zum

Lebensunterhalte besitze, und dieses „Etwas“ muß ihm auch unter jeder Bedingung gesichert sein. Kein Offizier darf ohne Erlaubnis heiraten, und diese Erlaubnis wird ihm in den unteren Graden nur erteilt, wenn er den Nachweis erbringt, daß seine Auserwählte ein selbständiges jährliches Einkommen von 2500 Mk. besitzt. Die Gattin eines Hauptmanns 2. Klasse muß wenigstens noch 1200 Mk. im Jahre zusetzen können. Verheiratete Offiziere sind übrigens verpflichtet, zu einem Witwenfond in solcher Höhe beizusteuern, daß ihren etwaigen Witwen je nach dem Range ein Einkommen von 600—1500 Mk. gewährt werden kann. Diese väterlichen Beschränkungen mögen unseren Offizieren ebenso wie den englischen vielleicht unerträglich erscheinen, und doch würde mancher Skandal in unserer Armee vermieden geblieben sein, wenn der und jener frischgebackene Offizier gezwungen gewesen wäre, sich vor der Lebenserfahrung älterer Personen zu beugen, statt Hals über Kopf in die Ehe zu treten und das ohne alle Rücksicht auf seine eigene Zukunft und die Empfindungen der Gemeinschaft, mit der sein Los auf das engste verknüpft ist.

Dem deutschen Offizier wird ein Diener gestellt, was in Amerika nicht der Fall ist, auch kann er häufig Theaterbillets und dergleichen mit hohem Rabatt beziehen. Vor dem gewöhnlichen Civilgericht ist er nicht zur Verantwortung zu ziehen, sondern wird, wenn nötig, von einem eigenen Militärgerichtshofe abgeurteilt.

In der ganzen deutschen Armee bestehen sogenannte Ehrengerichte, die vorzüglich solche Sachen vor ihr Forum ziehen, welche nicht direkt gegen das Gesetz verstoßen, dennoch aber eines Gentlemans unwürdig sind.

Ob ein Offizier eine Vorladung erhalten soll oder nicht, wird durch dieses Tribunal bestimmt, und dessen Entscheidung kann ihn dazu drängen, den Dienst zu quittieren, wenn er sich einer Verletzung der Moralität schuldig gemacht oder in irgend einer Weise unehrenhaft gehandelt hat.

Deutsche in Rußland.

Es war in einem Eisenbahnwagen dritter Klasse, wo ich gelegentlich einer Reise in Bessarabien von der Mündung der Donau nach Odessa bekannt wurde mit . . . (bald hätt' ich ihn verraten!). Es war ein bejahrter Mann, der viel Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Moltke und als Begleiterin ein kleines hübsches Mädchen von etwa zwölf Jahren hatte. Beide stammten offenbar ursprünglich aus Deutschland, sahen behäbig und intelligent aus, und ich ergriff die erste sich bietende Gelegenheit, von dem Reisensenden etwas mehr über ihn zu erfahren.

Die Insassen meines Waggons waren zu einem Drittel Juden, zu einem andern Russen und zum letzten Drittel Deutsche, und da die Fahrt vierundzwanzig Stunden dauerte und der Zug an jeder Station hielt, fand ich ausreichende Gelegenheit, Fragen an den Mann zu stellen, ohne den Verdacht irgend eines heimtückischen Beamten zu erwecken.

Was der alte Mann sagte, war kurz und ergreifend; ganz das Nämliche wird in Rußland so oft ausgesprochen, daß das Volk müde geworden ist, es weiter anzuhören, und wer das dennoch einmal ausspricht, der wundert sich nur, daß es die Entrüstung des Ausländers wachrufen kann. Auch mir war es nicht neu; die Umstände aber, unter

denen ich es hörte, stehen mir noch so deutlich vor Augen — ich habe mir das Bild oft genug aufgefrischt — und die Thränen in der Stimme des alten Mannes waren so rührend, daß ich hier einige seiner Äußerungen wiedergebe als Illustration dafür, wie sich Rußland bemüht, seinen Namen bei freien Völkern verhaßt zu machen.

Mein Freund hatte den Zug nicht weit von „Leipzig“ bestiegen — ein Name, den ich nicht an einer russischen Bahnstation, nur 80 km vom Schwarzen Meere, zu finden erwartet hatte. Er begab sich mit seiner Enkelin zu unsern wohnenden Verwandten, und da wir uns der deutschen Sprache bedienten, konnte man kaum glauben, daß man sich in Bessarabien befand, denn er sprach seine Muttersprache ganz geläufig und zeigte auch äußerlich die Erscheinung etwa eines norddeutschen Landmannes.

Nach einem Gespräch mehr allgemeiner Natur, das ihn aber offenbar überzeugte, daß er von mir nicht Übles zu fürchten habe, beantwortete er die von mir gestellten Fragen bezüglich seines Befindens unter dem russischen Scepter.

„Sie sehen,“ sagte er in dem bedächtigen Tone eines Mannes, der schon manche Unbill erfahren, „Rußland verfährt mit uns Deutschen nicht in der besten Weise. Unter uns sind viele, deren Vorfahren im vorigen Jahrhundert hierher kamen, Protestanten und Deutsche. Wir wurden zu dieser weiten Reise und zur Lösung der theuersten Bande durch die Zusicherung bestimmt, nicht allein das Land anbauen, sondern auch unsere Freiheit und unsere angeerbten Sitten und Gebräuche beibehalten zu dürfen. Wir sind gute Russen geworden und leisten unsere Militärdienste ganz wie die Übrigen; wir haben das Land ver-

bessert und zahlen unsere Steuern ohne Murren — und trotzalledem läßt man uns fühlen, daß wir Fremdlinge sind und bleiben."

Natürlich stellte ich mich — diese Klagen waren mir nicht neu — zwar verwundert. Der alte Mann sprach in gemessener, wohlüberlegter Weise weiter, die auf mich mehr Eindruck machte, als ich zu schildern vermag.

„Die russischen Beamten haben gar viele Wege, auf denen sie uns ihre Mißgunst zu erkennen geben können, und diese hat sich in den letzten Jahren so gesteigert, daß sie schon einer überlegten Verfolgung gleichkommt. Unsere Steuern sind ungeheuer hoch geschraubt worden, und man sagt uns einfach, daß wir jetzt das unseren Vorfahren überlassene Land bezahlen müßten. Man behandelt uns ganz wie die Juden ... als ein Volk, das auf den Schutz durch Gesetze keinen Anspruch hat. Die Beamten wollen hier von keinem etwas wissen, der nicht der russisch-griechischen Kirche angehört, und sie können für uns überhaupt nicht so fühlen, wie für ihre eigenen Stammesgenossen.

„Von den Behörden werden wir unablässig überwacht, und wenn uns von dieser Seite unrecht geschieht, dürfen wir uns nicht beklagen, denn wo sollten wir eine Klage überhaupt anbringen? In unseren Schulen müssen wir jetzt Russisch lernen, und man macht uns die größten Schwierigkeiten, wenn wir für unsere Kinder einen deutschen Lehrer anstellen wollen. Verlangen wir gar einen Lehrer aus Deutschland selbst, so sieht die Behörde strengstens darauf, daß dieser auch der russischen Sprache mächtig ist; handelt es sich aber um Anstellung eines russischen Lehrers, so fragt niemand danach, ob er auch deutsch kann.

„Wo immer eine Schwierigkeit erhoben wird, da richtet sie sich gegen einen Deutschen; man will nicht einmal erlauben, daß ein Deutscher eine Maschine leitet. Der Bruder eines meiner Nachbarn besaß eine Schiffmühle; diese darf er nicht mehr in Gang halten; sie liegt also still und verrostet. Und dieser Mann war in Rußland geboren; doch da er einige Jahre in Rumänien gelebt und dadurch sein russisches Bürgerrecht verscherzt hatte, zwang man ihn zur Einstellung jenes Mühlenbetriebes, der für unsere Gemeinde von großem Vorteil war. Unsere Schneider müssen erst zur russischen Kirche übertreten, ehe ihnen gestattet wird, eine Nähmaschine zu benutzen. Die Behörden scheinen entschlossen, hier keinen, als einen orthodoxen Russen sein Brod verdienen zu lassen, und das erscheint uns unbillig, nachdem wir hier im Vertrauen auf die Versprechungen des Zaren so lange Zeit gelebt haben."

„Warum wandern Sie dann nicht einfach aus?" fragte ich.

„Weil ich schon zu alt bin," erwiderte er lakonisch und bitter. „Hier hab' ich mein ganzes Leben verbracht; meine Vorfahren haben unseren Grund und Boden kultiviert; hier sind alle meine Freunde und viele meiner Blutsverwandten. Wer würde mein Anwesen kaufen? Ein Deutscher darf hier keinen Grundbesitz mehr erwerben, und wenn ich verkaufte, würde das nur unter großem Verluste möglich sein.

„Überdies legen die Behörden denen von uns, die das Land zu verlassen beabsichtigen, große Schwierigkeiten in den Weg. Wir gingen z. B. öfter gern einmal nach

Rumänien, entweder in Geschäften oder zum Besuche von Freunden; doch auch solche kleine Ausflüge kosten uns, abgesehen von der Fahrt, stets sehr viel Geld, denn schon für Erlangung eines Passes sind 20 bis 50 Rubel aufzuwenden. Nicht daß die Gebühren für einen solchen so hoch wären, wir müssen uns aber entweder selbst nach dem Sitz des Gouvernements begeben, oder jemand dahin schicken, und es nimmt dann mindestens zehn Tage in Anspruch, bis wir einen Paß ausgefertigt erhalten."

„Warum erledigen Sie so etwas nicht schriftlich?"

„O, dann bekämen wir unter 6 Monaten überhaupt keine Antwort; mein Schreiben würde beiseite gelegt und liegen gelassen werden, bis ich selbst käme, um durch Bestechung eines Angestellten die Erledigung meiner Angelegenheit zu unterstützen. Selbst für die kleine Reise, die ich jetzt mit meiner Enkelin mache, war es nicht gerade leicht, einen Paß zu erhalten."

„Doch woher kommt dieser Haß der Russen gegen die Deutschen?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht," antwortete er ruhig. „Wir thun ihnen doch nichts Böses an. Vielleicht kommt der Haß nur daher, daß wir uns besser forthelfen, als unsere russischen Nachbarn, die darüber neidisch sind. Ein deutsches Dorf ist allemal sauber und nett; ein russisches dagegen schmutzig und verfallen. Wenn ein deutscher Bauerssohn Soldat wird, so stellt er sich im Vergleich zu dem Russen, der mit ihm eintrifft, immer in so guter Kleidung vor, daß er für den Sohn eines größeren Grundbesitzers gehalten wird."

Von polnischem Gesichtspunkte.

„Wenn ich ausgewiesen werden sollte," erklärte mir ein polnischer Bekannter, „so wünschte ich lieber nach dem Rheine als nach Sibirien versetzt zu werden." — Es bedurfte für mich nur weniger Stunden des Aufenthalts in Warschau, um den Sinn dieser Worte zu verstehen.

Ich durchreiste das Land ausschließlich zum Vergnügen, da ich mich auf dem Heimwege von einer Bootsfahrt die Donau hinab befand. Eine schöne Russin, die mehrere Bücher geschrieben hat, worin sie die Menschenfreundlichkeit des Zaren und die Vortrefflichkeit seiner Regierung hervorzuheben sucht, hatte mir öfter gesagt, ich sollte nur selbst einmal nach Rußland gehen und mit eigenen Augen beobachten, dann würde ich mich bald überzeugen, wie vielfach das Land verkannt werde. Jetzt führte mich noch eine andere Veranlassung ... ich hätte bald gesagt eine Einladung hierher.

Ich übergehe ganz, daß ich an der Grenze Bessarabiens fast wie ein Verbrecher behandelt wurde, war dort aber doch nicht wenig erstaunt, in einem Exemplar der Pariser „Temps", das ich mir kaufte, alle Nachrichten über Rußland vom Censor einfach schwarz überstrichen zu sehen. Bei den jetzt so herzlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland erschien das gewiß auffallend.

Als ich in das Hotel in Warschau kam, mußte ich natürlich meinen Paß abliefern, hatte aber kaum das Gesicht durch eine kalte Abwaschung erfrischt, als auch schon ein glattes, schmiegsames, schwarzgekleidetes Individuum — etwa einem niederen Geistlichen ähnlich — bei mir eintrat, das seine guten Dienste anbot und mich auf Umwegen auszuforschen suchte, woher ich käme und wohin ich gehen wolle. Der Mann war einer der vielen Zuträger und Spione, die auf eine staatliche Anstellung hoffen, wenn sie ihre Veranlagung für schmutzige Geschäfte nachgewiesen haben. Diesem Herrn (?) bedeutete ich, daß ich ihn sofort die Treppe hinunter werfen würde, wenn er nicht augenblicklich verschwinde; und als ich mich bald darauf vollends fertig gemacht hatte, schlenderte ich auf die Straße hinaus und hatte hier das Glück, einem alten Bekannten zu begegnen, der es übernahm, mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen.

So begaben wir uns plaudernd nach der Citadelle, und ich blieb hier gegenüber einem langen gelben Backsteingebäude mit zwei Reihen so sonderbar angebrachter Fenster stehen, daß dieser Umstand meinen Schritt hemmte und mich veranlaßte, die Aufmerksamkeit meines Begleiters darauf zu lenken. Die obere Fensterreihe befand sich nämlich unmittelbar unter dem Dachsimse und die untere lag weit höher über der Erde als gewöhnlich. Ich hatte kaum nach diesem Bauwerke hingewiesen, als schon ein davorstehender Wachposten mit ausgestrecktem Arme ein Zeichen gab, daß ich weiter gehen solle. Da die Sache mich jedoch interessierte und ich voraussetzen konnte, daß jener seinen Posten nicht verlassen werde, um mir nach-

zulaufen, setzte ich meine Beobachtung fort und war noch dabei, die Fenster zu zählen und überhaupt die Größenverhältnisse der Gebäudefront abzuschätzen, als nicht der Wachthabende, sondern ein anderer Mann in Uniform herauskam, der nun Ernst zu machen drohte. Da ich inzwischen genug gesehen, machte ich kehrt und verschwand in entgegengesetzter Richtung.

Mein ehrenwerter Freund, ein polnischer Fabrikant in angesehener sozialer Stellung, von großem Vermögen und gereiftem politischen Urteil, belehrte mich nun, daß ich vor dem Gefängnisse für politisch Verdächtige stehen geblieben war, von denen hier so viele in Haft gehalten wurden, wie das Haus nur aufnehmen konnte, da sich augenblicklich gegen dreihundert darin befanden, ungewiß ob sie ausgepeitscht, nach Sibirien verschickt oder nur wenige Wochen oder Monate in Haft gehalten werden würden.

„Sie wollen damit hoffentlich nicht gesagt haben," bemerkte ich, „daß die hiesigen politischen Gefangenen einer Art Tortur unterworfen werden können, noch bevor ihr Urteil gefallen ist?" — Mein Begleiter lächelte über meine kindliche Naivität und sagte:

„Ich stand auch einmal im Verdachte einer nur lauen Loyalität gegen Rußland und wurde hier 6 Wochen oder so lange eingesperrt gehalten, bis man meinen Fall untersuchen konnte und dann herausfand, daß mir nichts vorzuwerfen war. Meine Zelle lag in der oberen Fensterreihe, die Sie eben betrachteten und wobei Sie darüber erstaunten, die unteren Fenster erst zehn Fuß über dem Erdboden anfangen zu sehen. Diese sind aber nur so hoch angebracht, um den Verhafteten jeden Ausblick unmöglich

zu machen. Ich selbst wurde ohne greifbare Veranlassung in Haft genommen, nur weil mich irgend einer vielleicht als „nicht russisch genug“ angeschwärzt hatte; vielleicht hatte man mich beim Lesen eines liberalen Buches beobachtet, oder hatte man vernommen, daß ich mich lobend über einen polnischen Bekannten äußerte ... kurz, es sind wohl ein Dutzend solch' frivoler Gründe denkbar, die meine Verhaftung veranlaßt haben könnten; nur werde ich niemals erfahren, weshalb diese wirklich erfolgte.

„Unter mir befand sich damals ein Raum, aus dem tagtäglich Geschrei, Schluchzen und Gefluche herausdrang, und daneben ein so schmerzliches Stöhnen, daß es jedes Herz hätte erweichen müssen. In diesem Zimmer „verhörte“ man, wie die Leute dort es zu nennen beliebten, die Opfer, durch deren Aussagen man auch noch andere entdecken zu können hoffte. Hier wurden die Verhafteten mit durchnäßten Stöcken geschlagen, bis deren Widerstandsfähigkeit gebrochen war und sie entweder bewußtlos wurden oder irgend ein Geständnis ablegten. Dieses Prügeln wird nötigenfalls in kurzen Zwischenräumen und mit besonderer Rücksicht, es recht schmerzlich zu machen, wiederholt, und der Polizei mißlingt es so nur selten, eine Aussage zu erpressen, denn der Mensch erlahmt ja auch geistig, wenn er eine gewisse Menge körperlicher Tortur ertragen hat, und ein unglücklicher Gefangener, der bis zum halb Wahnsinnigwerden gepeitscht worden ist, sagt zuletzt sonst etwas aus, wenn es ihm nur ein Ende seiner Pein verspricht. Es ist nur wenige Jahre her, daß ein vertrauter Freund von mir, der sich im Vollbesitz aller geistigen Fähigkeiten befand, in diesen Kerker kam, aber taub wie

ein Zaunspfahl und geistig höchst geschwächt nach Hause zurückkehrte."

Beim Begegnen einer berittenen Kosakenabteilung wurde meine Aufmerksamkeit durch den auffälligen Typus, den sie erkennen ließ, gefesselt; das war keineswegs der russische oder ein Typus, der an das Schwarze oder das Kaspische Meer erinnert hätte. Diese Leute erschienen mir wie Doppelgänger der Kameltreiber, denen ich längs der großen Chinesischen Mauer begegnet war; es waren in der That Mongolen, Tataren oder Leute, die den Eskimos ähnelten, mit kleinen, sehr nahe bei einander stehenden Chinesenaugen, hervorspringenden Backenknochen, breiten flachen Gesichtern, kleinen, platten Nasen, mit großem häßlichem Munde . . . kurz, eine Mischung von Chinesen, Lappländern und Apache-Indianern. — „Liegen viele dieser Wilden hier in der Nähe?" fragte ich.

„O gewiß. Sie können nicht auf der Grenzlinie nach Österreich und Preußen hingehen, ohne nach wenigen Werst auf einen solchen Kosakenposten zu stoßen. Jeder zum Heeresdienst eingezogene Pole wird nach den entlegensten Ecken des Reiches versetzt . . . nach Sibirien, dem Kaukasus, kurz dahin, wo er in keine weitere Berührung mit Landsleuten kommen kann. Ihren Platz hier nehmen dann die brauchbarsten Soldaten ein, die sich ein Russe nur zu wünschen vermag, Truppen, die den fernsten und mindest civilisierten Teilen des Reiches entnommen wurden."

Zwischen der Citadelle und der Stadt ist nur eine Entfernung von wenigen hundert Schritten, ein Zwischenraum, der frei liegen bleiben muß für den Fall, daß es

einmal als geboten erachtet würde, die Stadt zu beschießen, denn — sonderbar genug — die Russen haben ihre Kanonen nicht in der Richtung aufgestellt, aus der ein Feind erwartet werden könnte, sondern nach den Türmen einer der bedeutendsten Städte ihres ausgedehnten Reiches.

Mein verehrter Freund erzählte mir mancherlei, und andere fügten dem noch weiteres hinzu. Ich suchte keine Aufklärung in den allemal unzufriedenen und revolutionären Elementen der Gesellschaft, sondern nur bei Männern mit Grundbesitz, bei solchen, die in der Gemeinde persönliches Ansehen genossen, bei vorsichtigen Geschäftsleuten und doch Männern von so tiefer Überzeugung, daß sie sich Hab und Gut aufs Spiel zu setzen nicht scheuten, um elende Zustände zu schildern, unter denen sie Tag für Tag zu leben gezwungen waren. Die Namen dieser Herren kann ich nicht verraten; ich darf mit ihnen nicht einmal, außer auf Umwegen, in schriftlichem Verkehr stehen, doch bei dem ersten Vorzeichen eines Krieges werden dieselben Männer mit hunderten von Patrioten sich zur Befreiung erheben, und ihnen wird jeder polnische Bauer nachfolgen, der noch eine Axt zu schwingen oder eine Heugabel zu führen im stande ist. Die Ursachen zu diesem Stande der Dinge habe ich zum teil schon angeführt. Im allgemeinen entspringen sie aus der planmäßigen Verfolgung jedes und alles dessen, was nicht orthodox russisch ist. Der Sohn eines meiner Freunde war von einer höheren Schule entlassen worden, weil man ihn in einer Freistunde seine Muttersprache, polnisch, hatte reden hören. Diese Entlassung war gleichwertig mit einer Verbannung, denn keine andere Schule Warschaus wollte ihn aufnehmen, und der

Vater sah sich genötigt, ihn zu weiterer Ausbildung nach auswärts zu senden.

Ein anderer meiner Freunde ist Hauptleiter eines großen Transportgeschäfts; er kann nicht einen einfachen Tagelöhner in Dienst nehmen, ohne dazu die Genehmigung des Gouvernements einzuholen.

Kein Laden in Warschau darf, ohne daß der Inhaber sich polizeilichen Scherereien aussetzt, ohne einen russischen Kommis sein; obwohl die Russen entschieden auf tieferer Stufe stehen und weniger leisten, muß der Pole immer einen solchen gehaßten Gehilfen um sich haben. — Einer meiner Freunde sah sich auf der Plattform eines Pferdebahnwagens den gröbsten Beschimpfungen ausgesetzt, weil er einen deutschen Bekannten in deutscher Sprache „Lebewohl“ sagte, und doch durfte dieser polnische Herr gar nicht daran denken, sich gegen eine solche Beleidigung aufzulehnen. Er erinnerte sich jedenfalls eines weithin bekannt gewordenen Falles, in dem ein vornehmer Pole einen russischen Beamten, der seine Gattin insultierte, geohrfeigt hatte und infolge dessen nicht nur mit Sibirien, sondern auch mit der Einziehung seiner Güter bedroht wurde; er befreite sich hiervon nur durch Bezahlung einer ungeheueren Summe zur Bestechung seiner Richter; eine Summe übrigens, die durch zahlreiche Freunde und eine Menge Landsleute aufgebracht wurde.

Mein Notizbuch ist übervoll von empörenden Einzelheiten, die ich leider nur andeuten, nicht aber ausführlicher wiedergeben kann aus Furcht vor den unglücklichen Folgen, die das für ganz unschuldige Leute haben könnte.

Die teuflische Raffiniertheit der russischen Verfolgungs-

weise liegt in dem Umstande, daß diese sich weder auf bestehende Gesetze, nicht einmal auf einen Ukas des Zaren stützt, sondern daß sie auf der Willkür der Beamten, die einem Bezirk vorstehen, beruht. Jeden Augenblick können russische Polizisten in das Haus eines Mannes eindringen, um zu erklären, daß er einer beliebigen Übertretung schuldig sei, und können ihn vor einen übelwollenden Gerichtshof schleppen, wenn er sich nicht zur Zahlung einer hohen Strafe herbeiläßt oder sich durch Bestechung loskauft. Die verlangte Summe wird natürlich bezahlt, denn selbst, wenn sich jener ganz unschuldig weiß, so verspürt er doch keine Lust, sich sechs Wochen lang einsperren zu lassen, während seine Angelegenheit untersucht wird.

Beabsichtigt jemand, an seinem Hause eine Reparatur vorzunehmen, eine neue Mühle zu errichten oder irgend etwas von den hunderterlei Dingen auszuführen, die eine Verbesserung, einen Fortschritt versprechen, so türmt man ihm Hindernisse aller Art entgegen, nur um Bestechungsgelder zu erlangen . . . und es bedarf wohl kaum des besonderen Hinweises, daß eine derartige administrative Willkür ein Volk kommerziell ruiniert und jeden Anreiz zu ehrlicher Handelsthätigkeit und zur Begünstigung munizipaler Angelegenheiten auslöschen muß.

Seit dem Jahre 1863 wurde Polen enger mit Rußland vereinigt, und viele hofften, daß die Einverleibung in ein so großes Reich ihm im Austausch gegen den politischen Bankerott wenigstens materielles Gedeihen sichern werde. Warschau hatte eine vorzügliche Lage, um zu einem großen Entrepôt zwischen dem Osten und dem Westen auszuwachsen, und seine Kaufleute nährten die

Hoffnung, aus diesem glücklichen Verhältnisse Nutzen zu ziehen. Dieser angenehmen Vorstellung machte jedoch die Regierung durch polizeiliche Eingriffe aller Art, die den polnischen Handel lahm legen mußten, ein gar zu schnelles Ende. Wenn durch einen kaiserlichen Erlaß die polnische Grenze gegen Deutschland und Österreich gesperrt wurde, so war das ja schon schlimm genug, konnte aber doch als eine Maßnahme betrachtet werden, die Rußland allein betraf. Heutzutage kostet es aber noch einmal so viel, einen Warenballen von Polen nach Rußland zu versenden, wie von Rußland nach Polen; der Eisenbahntarif ist so ausgeklügelt worden, daß Polen fast gezwungen wurde, nur russische Güter zu konsumieren, und daß es den Polen unmöglich gemacht wurde, solche Güter im Austausche gegen eigene Erzeugnisse zu erwerben.

In dieser Beziehung werden sie nicht allein auf gleich niedrige Stufe wie die Russen herabgedrückt, sondern noch schlechter als diese behandelt.

Die polnische Bauernschaft, die zwar zur griechischen Kirche gehört, aber nicht ganz orthodox ist, wird auf jede Weise geplagt; je mehr die Leute auf dem Lande aber verfolgt werden, desto mehr leben sie sich in einen immer tiefer fressenden Haß gegen den Zaren ein; die Grundbesitzer und die Aristokratie Polens sehen sich unzähligen Scherereien und Quälereien ausgesetzt; sie können z. B. kein Stück Land an einen ihrer Landsleute verkaufen, sondern nur an einen Russen. Stirbt ein Grundbesitzer, so wird dessen Eigentum zum Besten seiner Kinder verkauft; da jedoch kein Pole in Polen Land erwerben kann, so folgt daraus, daß hinterlassene Kinder die Güter ihres

Vaters niemals wieder zurückkaufen können. Will der Grundbesitzer irgend jemand anstellen, um eine Mühle zu leiten oder eine Maschine zu führen, so findet er so lange die größten Schwierigkeiten, bis er eine Menge Beamte so reichlich bestochen hat, daß sein ganzes Unternehmen finanziell untergraben ist.

Kein Pole von höherer Bildung kann im eigenen Lande eine von der Gunst des Gouvernements direkt oder indirekt abhängige Stellung erlangen; d. h. jeder Ingenieur, jeder Arzt, Jurist und ganz besonders jeder Kandidat für den Heeres- oder Civildienst ist ein hoffnungslos verlorener Mann, wenn er sich nicht entschließt, den griechischen Glauben anzunehmen und seine Nationalität abzuschwören. Polnischen Offizieren wird von ihren Vorgesetzten ohne Scheu ins Gesicht gesagt, daß sie auf Avancement nie rechnen dürfen, so lange sie in Polen bleiben. Wünschen sie in höhere Stellungen aufzurücken, so müssen sie sich nach den östlichen Grenzen, nach dem Kaukasus, Sibirien . . . nur soweit als möglich von ihrer Heimat hin versetzen lassen.

Angesichts der drohenden Haltung, die Rußland jetzt gegen Westeuropa einnimmt, wird die Haltung und Lage Polens von packendem Interesse, und das nicht allein durch unsere Teilnahme für einen unterdrückten Volksstamm, sondern auch als Faktor in einem möglichen Kriege. Es verdient daran erinnert zu werden, daß das Polen von 1891 ein weit reiferes und urteilsfähigeres Land ist, als das Polen von 1863; es hat ja eine harte Schule durchgemacht, hat gelernt, auf ehrgeizige politische Anforderungen zu verzichten, es ist durch Blut und Eisen zusammengeschmiedet worden und steht jetzt vor der Welt als

ein Land, wo sieben Millionen Christen täglich für Erlösung aus den Fesseln erniedrigender Tyrannei ihr Gebet gen Himmel senden. Sie haßten vielleicht auch das Deutschland Bismarcks, weil dessen Regierung eine Unduldsamkeit an den Tag legte, die hinter der des Zaren nicht weit zurückblieb. Jetzt beten sie um das Heranrücken des deutschen Heeres. Sie huldigen nicht länger mehr Traumbildern von einer eigenen Dynastie, einer Grenze, einer nationalen Zukunft ... sie haben ihr Glück in dem Gedanken der bloßen Existenz zu finden gelernt — allein schon in dem Aufhören fortwährender Bedrückung und Verfolgung. „Mag Europa mit uns beginnen, was es will," so lautet ihr Notschrei, „mag es uns streng und hart behandeln; wir können doch immer unter seiner Herrschaft darauf rechnen, zu leben und uns zu entwickeln. Was aber können wir von der Fortdauer der russischen Herrschaft über uns erwarten? Nur moralische Versumpfung und den Bettelstab."

Der russische Censor.

Als der Vorhang nach dem letzten Akte eines Theaterstückes — und zwar eines polnischen — das in Warschau zum erstenmale gegeben wurde, gefallen war, fragte mich mein Freund, was ich davon dächte. Das Stück war von nationalem Charakter wie die Wildenbruchs für Deutschland oder Bourscaults „Shaughraua" für den Irländer. Ich bekannte auf jene Frage meine Verwunderung über den großen Enthusiasmus, der sich in dem Beifall bei einem Bauerntanze kund gab, und über die verhältnismäßige Teilnahmlosigkeit gegenüber anderen Stellen des Stückes, die in demselben weit sprechendere Züge erkennen ließen. Wäre ich an einem anderen Orte Zuschauer gewesen, so würde ich höchst verblüfft gewesen sein, einen großen Kreis intelligenter Leute ganz aus dem Häuschen kommen zu sehen in ihrer Bemühung, einem so einfachen und nur mittelmäßig ausgeführten Tanze zu applaudieren. Mein Freund nahm diese Bemerkung mit trübem zustimmenden Lächeln auf und sagte: „Wir schätzen uns schon glücklich, daß das, was wir gesehen haben, vor dem Censor Gnade gefunden hat."

Ganz kurz darauf wollte es der Zufall, daß ich den Verfasser des Stückes kennen lernte.

Ich fragte ihn, ob der Censor wohl vor der öffentlichen Aufführung ein Wort hineingesprochen habe.

„Man hat mir," erwiderte er, „die Hälfte von dem, was ich geschrieben hatte, gestrichen und mich gezwungen, dafür etwas anderes einzufügen, was als weniger verletzender Patriotismus aufzufassen wäre." Zu dem Ausdrucke meiner Verwunderung, daß der Beifall, der dem Tanze zu teil wurde, doch deutlich genug gesprochen hätte, erklärte er: „Ja. Ich begreife übrigens auch bis jetzt noch selbst nicht, warum man diesen allerdings einfachen Nationaltanz duldete, denn Sie haben sich ja überzeugt, daß alles, was an die Nationalität des Volkes anklingt, in diesem den Patriotismus zu heller Flamme auflodern macht. Der bloße Anblick der Nationaltracht, der auf der Bühne ein bestechendes Bild darstellt, erfüllt jeden Polen mit neuer Sehnsucht nach Unabhängigkeit und mit Haß gegen Rußland." Vielleicht muß ich hier übrigens einfügen, daß der, der mich belehrte, zu den volkstümlichsten Schriftstellern des Landes gehört.

Zu meinen weiteren Fragen über sein Verhältnis zum Censor äußerte er: „Die Sache ist erstaunlich einfach — beschränkt sich thatsächlich auf etwa dreißig Wörter, deren Gebrauch unbedingt zu meiden ist. Zum Beispiel darf das Wort „Nation" nicht vorkommen, denn das würde als das Volk der Polen gedeutet werden; „König" ist ebenso verboten wie „Königreich", denn beide stehen in Widerspruch zu dem Zaren und seinem Reiche. Ich muß ferner von dem Worte „Kaiser" absehen, das erinnerte ja daran, daß es auch einen österreichischen und einen deutschen Kaiser giebt, während man in Rußland nur den „Zaren"

kennt.' „Unabhängigkeit“ ist ein Wort, das die Regierung tief beleidigt; ebenso „Freiheit“, „Konstitution“, „Parlament“, die man schon als offenbare Majestätsbeleidigungen auffaßt. Doch wir müssen nicht nur den Gebrauch dieser bloßen Worte in irgend welchem Sinne vermeiden, sondern auch jede Andeutung unterlassen, daß es etwas derartiges in Polen geben könne. Polnische Geschichte giebt es für Rußland nicht, denn wie kann man von der besonderen Geschichte eines Landstriches reden, der ja nur als eine Provinz des Zaren vorhanden ist? Der Name unseres Vaterlandes darf nicht ausgesprochen werden, denn offiziell sind wir nicht Polen, sondern unseren Herren und Meistern nur als Bewohner des Militärdepartements der Weichsel bekannt.“

Als ich diesen Abend nach Hause kam, hatte mich das, was ich gehört, in eine so niedergedrückte Stimmung versetzt, daß ich kaum an andere Dinge denken konnte; in der Befürchtung aber, daß wenigstens die, mit denen ich gesprochen hatte, sich mancher Übertreibung schuldig gemacht haben könnten, führte ich später ein ähnliches Gespräch mit einem im Lande hoch angesehenen Manne, der nicht allein Direktor einer großen Transportgesellschaft, sondern auch Grundbesitzer und Gesetzeskundiger war. Er bestätigte alles, was ich ihm anführte, und unterhielt mich wiederholt mit Plackereien, die er mit dem Censor hatte, und die ich mir unmittelbar nachher anmerkte. Ich will ihn hier selbst reden lassen: „Nichts kann die Dummheit eines Censors gewöhnlichen Schlages übertreffen, als höchstens die Brutalität, mit der er seines Amtes waltet. Eine Zeitung erhält z. B. ein auf den Zaren bezügliches Telegramm, in dem dessen Titel in der gebräuchlichen

Weise abgekürzt war, wie etwa „S. K. H.“ für „Seine kaiserliche Hoheit“. Infolge eines Versehen des Setzers oder des Korrektors erschien der Name des Zaren im Druck nur mit dem abgekürzten Titel, für welches Vergehen der Herausgeber aufgefordert wurde, vor dem Polizeihauptmann zu erscheinen, dem gegenüber er natürlich den Irrtum erklärte und mit größtem Bedauern um Entschuldigung bat. Der mürrische Druckerschwärzewächter entließ den Herausgeber mit den Worten: „Wenn Sie ein andermal nicht Platz genug finden, so werde ich für Sie Platz in Sibirien zu finden wissen.“ Mein Freund meinte, die ihm angethane Beleidigung liege nicht so sehr in den gegen ihn gebrauchten Worten, als in dem Auftreten des Beamten, der ihn gleich einem verächtlichen Sklaven behandelte, während er in der That einem Manne gegenüberstand, der ihm an Geburt, Bildung und Benehmen weit überlegen war.

Ein anderer Verleger wollte einen Artikel, der eine Kunstkritik enthielt, veröffentlichen, in dem es nötig wurde, die Ausstattung eines Zimmers als „style Empire“ zu bezeichnen. Das Wort „Empire“ wurde selbst in dieser Verbindung als hochverräterisch angesehen; der Censor aber, der sich gerade in besonders liebenswürdiger Stimmung befand, sah davon ab, den ganzen Artikel zu unterdrücken. Er durchstrich das Wort „Empire“ und schrieb dafür das Wort „Russe“, worauf er bei einem späteren Zusammentreffen dem Verleger erklärte, daß es nur ein „Empire“ gäbe, und das sei Rußland; warum einen Ausdruck gebrauchen, der vom gewöhnlichen Volk mißverstanden werden könnte? Einem solchen Manne gegen-

über war natürlich jeder Versuch einer Erklärung unnütz; es gab keinen anderen Weg, als sich zu fügen. — „Noch ein charakteristischer Fall, fuhr mein Freund fort; im vergangenen Winter stürzte eine große Schneemasse von einem Dache und tötete ein Dienstmädchen, das gerade vorüber ging. Eine illustrierte Zeitung brachte eine Skizze des Vorfalles, weil dieser allgemeines Interesse zu erregen schien. Diese Skizze wurde vom Censor als unzulässig verurteilt; nicht etwa wegen schlechter Zeichnung, sondern weil die Polizei für den Zustand der Dächer in der Stadt verantwortlich war, und die Wiedergabe eines solchen Vorfalles indirekt eine Kritik der Thätigkeit des Gouvernements des Zaren enthalte. Unlängst — in demselben Theater, das Sie besucht haben — trug ein polnischer Sänger ein französisches Lied vor, das so viel Beifall fand, daß man da capo rief. Der Künstler gab da eine kleine polnische Ballade zu, übrigens ein Lied, das der Censor vorher unbeanstandet zugelassen hatte; da jener aber nicht besonders Erlaubnis erhalten hatte, gerade diese Ballade als Zugabe bei dieser Gelegenheit zu singen, wurde er mit einer Strafe von 1500 Rubeln belegt. — Hier noch ein weiteres betrübendes Beispiel, wie die sogenannte Regierung in Rußland mit privaten Unternehmungen zu verfahren liebt. Eines der größten und ehrenwertesten Geschäftshäuser in Warschau beabsichtigte im vergangenen Jahre eine Zweigniederlassung irgendwo in Polen zu eröffnen. Die Polizei verbot das einfach und gab dafür keinen weiteren Grund an, als daß der Inhaber im Jahre 1863 auf den Regierungslisten als liberaler Ideen verdächtig eingetragen worden war.

Das hiesige Gouvernement — richtiger wäre es zu sagen: die Polizei des General Gurko — bemüht sich nach Kräften, daß keine lobende Erwähnung irgend einer Sache, die ein nicht orthodoxer Russe gethan oder ausgesprochen hat, in die Öffentlichkeit dringt. Der Grund hierfür erscheint vielleicht nicht ganz durchsichtig; man weiß aber, daß Rußland es nicht liebt, den Anschein aufkommen zu lassen, daß die polnische Nation fähig wäre, Männer mit höherer geistiger Veranlagung hervorzubringen. Einer unserer besten Schriftsteller machte neuerdings eine wissenschaftliche Reise nach einem fernen Lande, und wurde bei der Rückkehr von dort über seine Erfahrungen ausgeforscht. Nicht eine Linie durfte davon erscheinen, wofür ihm als Grund bezeichnet wurde, daß sein Werk berechnet erscheine, ihn noch in größeren Kreisen bekannt zu machen. Jetzt verfaßte der Autor noch ein Buch über Reisen, die er unternommen; doch auch hier wurde jede Zeile, die persönliche Erfahrungen enthielt, vom Censor ausgemerzt und allein der Teil stehen gelassen, der nur von geographischen Dingen handelte. Eine Zeitung hier wollte kürzlich einen Auszug aus einer englischen Revue veröffentlichen; es betraf einen Artikel, der den deutschen Kaiser besprach. Dieser Auszug wurde nicht allein vollständig unterdrückt, sondern der Redakteur auch noch vor den Censor gefordert, wo jenem mit cynischer Offenheit gesagt wurde, loyale Russen wünschten nicht, etwas zum Lobe des deutschen Kaisers zu hören; wenn er den Kaiser zu loben wünschte, so hätte er sich seine Belehrungen lieber in Petersburg holen sollen.“

Die Polen beklagen sich weit weniger über die Härte

der Gesetze, als über den Mangel an Gesetz; weniger über die Censur selbst, als über die brutalen Launen des Censors. Ist es da auffallend, daß sie ihre Augen nach Berlin richten, und — nicht für volle Freiheit, aber — für eine Regierung beten, die sie aus den Fußangeln der Barbarei empor hebt?

Der rumänische Bauer an der russischen Grenze.

Ein Besuch, den ich dem Gute meines rumänischen Freundes abstattete, interessierte mich vorzüglich deshalb, weil dieses Besitztum nahe der Grenze Rußlands lag, und da die Zeitungen meldeten, daß in letzterem die Bevölkerung von einer Hungersnot bedroht sei, war es von erklärlichem Interesse zu sehen, in wie weit dieselben Verhältnisse in einem Nachbarlande mit nahezu dem gleichen Boden und Klima obwalten möchten. Mein Wirt war übrigens ein weitgereister Mann, der sich um vieles bekümmerte, dazu vertraut mit den Bedürfnissen seiner Heimat und bereit, mich nach allen Seiten aufzuklären. Um mich überdies gegen irgend welchen Irrtum weiter sicher zu stellen, begaben wir uns zu seinem Pächter und unternahmen mit diesem eine Fahrt durch die zum Gute gehörigen Gefilde. Der Pächter war intelligent, machte überhaupt einen guten Eindruck und lebte in einem so bequem und nett eingerichteten Hause, wie nur irgend ein Farmer in England oder Amerika. Während die Pferde angeschirrt wurden, erkundigte ich mich nach dem Preise verschiedener Dinge und erfuhr da folgendes:

Ein Joch gewöhnlicher Bergochsen kostet 120 Mk.

Das beste Joch Ochsen der Ebene, für Feldarbeit, kostet 240 Mk.

Ein vierräderiger Ochsenwagen wie die meist gebräuchlichen, doch ohne Eisenreifen, kostet 120 Mk.

Der beste Wirtschaftswagen, im Dorfe selbst erbaut und zu meiner Verwunderung sehr fest, aber leicht und zweckentsprechend, der bis 2650 kg Belastung aushält, kostete ihm 240 Mk.

Ein Paar gewöhnliche, aber brauchbare Pferde kostet 400 Mk.

Das beste Zweigespann sehr kräftiger, geschmeidiger und schöner bessarabischer Pferde kostet ihm 800 Mk., — ein Paar Pferde übrigens, um die man jeden Stall beneidet hätte.

Seinen Leuten zahlt der Pächter während der Ernte täglich 2 Frks., im Winter nur die Hälfte, und gewährt ihnen außerdem Nahrung und Unterkommen.

Was ich hier von diesem Pachthof berichte, gilt nur für die Verhältnisse und Lebensbedingungen eines rumänischen Pächters im Herbst 1891, und kann als Unterlage für eine Verallgemeinerung nur insofern dienen, als dessen Erfahrungen mit denen anderer Ökonomen des Landes übereinstimmen — wovon ich vollkommen überzeugt bin. Die angeführten Preise erscheinen niedrig, doch die Lebensmittelpreise entsprechen ihnen; und mein Wirt kann z. B. einem arbeitskräftigen Manne für 60 Centimes (etwa 51 Pf.) alles gewähren, was er nur verzehren mag, einschließlich einer recht ansehnlichen Portion Wein. Die Arbeiter und Bauern, die ich auf den Feldern und Landwegen sah, er-

schienen wohlgenährt, abgehärtet und fleißig; ihre Wohnungen sauber und bequem.

„Doch wie steht es mit den Russen?“ fragte ich. „Darben diese nicht da drüben, während Sie hier im Überfluß leben?“

„Das,“ antwortete mein Wirt, „ist der Segen des ‚Schutzzolls‘! Wir bezahlen gern für die Pferde und Ochsen der Nachbarn, und ohne Zweifel würden viele von diesen gar so gern unser Getreide beziehen; wie die Verhältnisse aber liegen, würden Sie keinen meiner Bauern bestimmen können, die russische Grenze zu überschreiten.“

Gelegentlich meiner Fahrt die Donau stromabwärts berührte ich die ganze Südgrenze Rumäniens und erstaunte da über die große Anzahl englischer Dampfer, die hier Getreidefracht einnahmen — der Schiffe anderer Länder ganz zu schweigen. Bei der behaupteten Hungersnot in Rußland erschien die Annahme berechtigt, daß die größte Menge dieser Nährstoffe zur Linderung des Elends im Gebiete des Zaren bestimmt sei. Das war nicht der Fall, denn in der Hauptsache wurde das Getreide nach Westeuropa verfrachtet. Mein Wirt entwarf mir später eine statistische Tabelle über die Bewegung des rumänischen Handels in den fünf Jahren vor 1889, die im Durchschnitt die seltsame Thatsache ergab,

1. daß neun Zehntel der Ausfuhr nach Westeuropa (nach England, Österreich, Belgien, der Schweiz, Deutschland, Italien, Holland, Spanien, Schweden und Norwegen) gingen;

2. daß nur ein Zehntel auf Osteuropa kam; und

3. daß wiederum zwei Drittel von diesem Zehntel

Bulgarien, Serbien, Griechenland und der Türkei zugute kamen;

4. daß nur ein Drittel von jenem Zehntel den Handel mit dem nächsten Nachbar, Rußland, bildet.

Unter solchen Umständen erscheint es merkwürdig, daß England, Amerika und die übrige Erde zur Unterstützung eines Volkes aufgefordert werden können, das, wenn der Hunger bei ihm einzieht, es doch verschmäht, seine Bedürfnisse bei dem nächsten Nachbar zu befriedigen, der dessen Wünsche zu erfüllen willens und im stande ist.

Wir fuhren stundenweit an üppigen Mais-, Weizen- und Haferfeldern hin — alle sprechende Zeichen der gütigen Allmacht, denn seit vielen Jahren war eine so reiche Ernte nicht gemacht worden. Ich habe so manche schnittreife Felder in Manitoba und Minnesota besichtigt, niemals aber etwas gesehen, was den diesjährigen Erntesegen längs der russischen Seite Rumäniens übertroffen hätte. Als wir dahin kamen, wo die Dampfdreschmaschinen schnauften und die harten, tiefgefärbten Körner aus den Weizenähren schüttelten, fanden wir schon eine Anzahl griechischer Einkäufer vor, die von der Donau hierher gekommen waren, um für ihre Auftraggeber Getreide zu erhandeln, und die Säcke und Fuhrwerke zum Zwecke der Zeitersparnis gleich mitgebracht hatten. Der vorhandene Weizen wurde schlankweg verkauft, obwohl seit letztem Jahre die Preise von 9 zu 14 Frks. für den Sack (etwa Hektoliter) gestiegen waren. Die „Landfrage“ scheint in Rumänien ziemlich zur Zufriedenheit geregelt zu sein, denn auf meine bezüglichen Fragen erhielt ich folgende Antworten:

„Bis zum Jahre 1866 war das Verhältnis der

Bauern zu den Landeigentümern mehr feudaler Natur und im ganzen unbefriedigend. Die Bauern waren zu 22 Arbeitstagen im Jahre für den Besitzer des Grundes und Bodens verpflichtet, und dieser wählte dafür natürlich die ihm am passendsten erscheinenden Tage und beanspruchte auch noch ein Drittel alles dessen, was der Bauer auf eignem Lande einerntete. Bei diesem Verfahren betrieb der Eigentümer seine Güter ganz kostenlos und war nur zu gern bereit, den Bauern alles Land zu überlassen, was sie überhaupt zu bearbeiten vermochten.

„Dieses System hatte aber auch seine Nachteile. Die Bauern hatten kein sonderliches Interesse für den Ackergrund des Herrn und verzogen immer von einem Gute zum andern, wie Seeleute, die von Schiff zu Schiff gehen in der Hoffnung, sich zu verbessern.

„Das im Jahre 1866 angenommene Ruralgesetz zwang die Besitzer von Gütern, jedem darauf siedelnden Bauern 11 Pogons (etwa 5 ha) gegen einen bestimmten Pachtschilling abzutreten, was mit einem Schlage der Leibeigenschaft im Königreich ein Ende machte. Der Staat fügte dem noch ein weiteres Geschenk von 11 Pogons an jeden verheirateten Bauer hinzu und machte ihn nicht nur zum freien Mann, sondern setzte ihn hierdurch auch in die Lage, sein Gedeihen selbst weiter zu fördern. Soweit wirkte also die neue Ordnung der Dinge recht gut. Das auf diese Weise übertragene Land wurde mindestens auf 50 Jahre für unveräußerbar erklärt, um den früheren Besitzern einen etwaigen Rückkauf unmöglich zu machen. „Mein Besitztum," fuhr mein Wirt fort, „bringt mir jährlich 30000 Franks ein, wovon zehn Prozent, also

3000 Frks., als Steuer für den Staat abgehen. Der Bauer dagegen hat die doppelte Steuer, also zwanzig Prozent, abzuführen, d. h. nicht nur die zehn Prozent, die ich auch zahle, sondern auch noch einmal zehn Prozent als Zinsen für das Kapital, das der Staat 1866 auswarf, um Land von den früheren Besitzern zu erwerben. Als Landeigentümer widersetze ich mich natürlich den Lasten nicht, die anderen zu meinen Gunsten aufgebürdet werden; als Mensch empfinde ich es aber, daß die Bauern einige Ursache zu murren haben."

Man darf wohl fürchten, daß die Doppelsteuer, die jetzt noch den rumänischen Bauer drückt, eine Beschwerde bildet, die Politiker einer gewissen Klasse sich hüten werden, in der Volksvertretung zur Sprache zu bringen, und die Besitzer des Landes wären ja doch mehr als unklug gewesen, für das im Jahre 1866 von ihnen zwangsweise abgetretene Eigentum keine Entschädigung zu verlangen. So viele Mängel aber eine so eingreifende Maßnahme wie das rumänische Landgesetz auch aufweisen mag, hat es dem Lande doch Nutzen gebracht und die Bauernschaft wesentlich über den Standpunkt ihrer Nachbarn an der russischen Seite der Grenze erhoben. Sie sind jetzt vor dem Gesetze freie Männer; ihr Besitz ist ihnen gesichert, und sie verstehen, daß die jetzige Generation, wenn sie auch schwere Lasten trägt, der nachfolgenden doch eine wertvolle Erbschaft hinterlassen wird. Was ich auf diesem rumänischen Gute erfahren und gesprächsweise von einsichtigen Männern im Lande gehört habe, berechtigt mich wohl zu dem Schlusse, daß von den rumänischen Bauern der hartnäckigste Widerstand gegen einen Angriff durch Rußland

zu erwarten sei; nicht so sehr aus sentimentaler Rücksicht für die Dreibundsmächte, als infolge der Überzeugung, daß ihr materielles Gedeihen das ihrer Nachbarn jenseit des Pruths bei weitem überflügelt und sie alles zu verlieren fürchten müssen, wenn sie dem Heiligen Rußland lehenspflichtig werden.

Ein erster Eindruck an der rumänischen Grenze.

Als es so dunkel wurde, daß ich an beiden Ufern der hier mehrere Kilometer breiten Donau nichts mehr deutlich erkennen konnte, zog ich meine beiden Segel ein und ruderte nach Rumänien zu. Vom bulgarischen Ufer wäre ich zwar auch nicht entfernter gewesen; ein inneres Gefühl lenkte mein Boot aber nach der anderen Seite, wo ich einige Bekannte hatte, die mir bei etwaigen Schwierigkeiten voraussichtlich von Nutzen sein konnten.

Längs der rumänischen Grenze befinden sich hier, wie überall, viereckige Blockhütten in Sehweite voneinander, von denen jede fünf Soldaten beherbergt. Einer der letzteren steht stets Wache, während die anderen hauptsächlich mit Instandhaltung eines Feuers oder mit Waschen von Leinenzeug beschäftigt scheinen. Zwischen zwei solchen Wachthäusern trieb ich mein Boot ans Land, schleppte es sofort aufs trockene Ufer hinauf, befestigte es auf beiden Seiten mit kleinen Sparren und spannte mein Zeltdach über den decklosen Teil desselben. Dann erfrischte ich mich durch ein kurzes Bad, machte mir's bequem, stellte meine Abendsuppe über die Spirituslampe und fing an von dem Vergnügen der Einsamkeit zu träumen . . . freilich währte es nicht lange. Einer der Wachtposten hatte mich erspäht

und kam nun heran, um zu sehen, wen er vor sich habe; bald stellte sich noch ein zweiter ein und zuletzt gar einer mit einem Hinterladungsgewehr. Der Bewaffnete fing nun an zu raisonnieren, und zwar in einer mir völlig unbekannten Sprache, und ich protestierte mit demselben Eifer in vier ihm ebenso unbekannten Zungen. Immerhin wurde mir klar, daß ich als Gesetzübertreter betrachtet und mitgenommen werden sollte. Ich entschloß mich nun, den Leuten einen Löffel Suppe anzubieten, die sie mit einer Gier verzehrten, als wären sie fortwährend auf halbe Ration gesetzt gewesen; dann brachte ich eine Flasche Wein des Landes hervor, und nach diesem trank der Flintenträger auch noch meinen Vorrat von ungereinigtem Spiritus, mit dem ich zu kochen pflegte, wenn es einmal an Treibholz fehlte.

Inzwischen sprachen sie auf mich und ich wieder auf sie ein — sie in ihrer Muttersprache und ich in der meinigen — bis einer von ihnen Miene machte, mein Ruder zu untersuchen. Ich verbat mir das, er bestand aber darauf, und so sprang ich auf die Füße, ergriff ein Messer und drohte, meinem Willen damit Nachdruck zu verleihen, obwohl ich in der That ganz andere Empfindungen hatte und mich zu fragen anfing, wie dieser Auftritt wohl enden würde. Zum Glück legte der Mann das Ruder wieder hin und die anderen gaben mir laut schreiend zu verstehen, daß sie mich in Frieden lassen wollten. Da machte ich ihnen durch allerlei Zeichen begreiflich, daß ich zu Bett zu gehen wünschte, wies sie in der Richtung nach ihren Quartieren hin und sagte ihnen in jeder Sprache, die ich kannte, gute Nacht.

Sie verließen mich in der That und ich versank bald in tiefen Schlummer.

Das Dröhnen eines Kolbenstoßes gegen den Stern meines Bootes („Caribea") machte mich nach nicht zu langer Zeit wieder munter. Ich guckte durch mein Moskitonetz und erblickte einen langen, hungrig aussehenden rumänischen Soldaten, der im Mondlicht stand, den rechten Zeigefinger am Drücker des Gewehres hatte und durch seine Haltung erkennen ließ, daß er entweder schießen oder doch zielen wollte. Er hielt sich in respektvoller Entfernung, ohne wahrscheinlich zu wissen, daß ich auch Waffen bei mir führte, und wetterte gegen mich wie gegen einen, der etwa ein schweres Verbrechen begangen hätte. Er zeigte nach auf- und nach abwärts des Stromes, dann nach der bulgarischen Seite hinüber und zielte auch in dieser Richtung; offenbar beneidete mich der Kerl um die Bequemlichkeiten, die ich auf rumänischem Boden genoß, und drohte nur zu schießen, wenn ich nicht meines Weges zöge. Ich wußte, daß zuweilen unschuldige Fischer in ihren Booten angeschossen werden — von Schmugglern ganz zu schweigen — und daß Grenzwächter im Mondschein blind darauf loszielen, vorzüglich wenn niemand da ist, der sie dafür zur Rechenschaft ziehen kann. So beschloß ich, lieber nicht von der Stelle zu weichen und begann im Gegenteil meinen wilden Grenzsoldaten in kräftigem Englisch des vorschriftswidrigen Verhaltens und der offenbaren Versündigung zu zeihen, wobei ich freilich stets sein Gesicht und den ominösen Zeigefinger im Auge behielt. Dazu hob ich meinen Paß hoch in die Luft, wiederholte dasselbe mit Landkarten und anderen einzelnen Papieren

und vermischte meine vorwurfsvollen Worte mit allen militärischen Titeln, die einem halbcivilisierten Soldaten vielleicht verständlich sein konnten. Beim Lichte des Mondes erkannte ich, daß ich nicht, wenigstens nicht sogleich, über den Haufen geschossen werden würde, daneben auch, daß mein den Schloßdrücker berührender Gegner darauf bestand, daß ich aus meinem bequemen Boote hervorkommen und mit zur Untersuchung nach einem entfernten Wachthause gehen sollte. Dem widersetzte ich mich mit aller Kraft, tappte aber in aller Erregung in dem Sitzkasten im Hinterteile umher, entnahm diesem eine Flasche vortrefflichen Branntweins, des bekannten Schlivovitz, und entkorkte dieselbe mitten in unserem Wortgefecht. Dann reichte ich dem halsstarrigen Söldner die Flasche. Ohne Selbstlob muß ich hier bemerken, daß ich niemals, weder auf dem Rednerpulte, noch bei festlichen Gelegenheiten, einen so durchschlagenden Erfolg der Beredtsamkeit erzielt habe, wie hier in dieser kühlen Mondscheinnacht am Ufer der Donau, als ich darauf lauschte, wie der Inhalt meiner Flasche die durstige Kehle dieses Spitzbuben hinabgluckste.

Auch er verschwand nun schrecklich grinsend und die Flinte schwenkend und taumelte wie ein betrunkenes Pendel auf dem mondscheinbeleuchteten Wege dahin.

Die Sonne weckte mich aus dem Schlaf. Ich wollte mich nicht mit der Zubereitung eines Frühstückes aufhalten, sondern verstaute meine Habe, stieß das Boot ins Wasser, sprang an Bord und kaute eine Schnitte Brot nebst einem Stück Chokolade, während ich mir Notizen machte und mich fragte, wieviel wohl ein Mann Gehalt

bekommen möge, der, wie jener Soldat, den Grenzdienst zur Lebensaufgabe mache.

Dieses kleine Erlebnis ist ja nur des Erzählens wert, weil es auf die halbcivilisierten Verhältnisse des Lebens an der Grenze ein helles Licht wirft, und zwar nicht allein auf das Leben in Rumänien, sondern auch in Serbien, Ungarn, Bulgarien und — vor allem — in Rußland, wo nur der Donaustrom die Grenze bildet. Der Handel auf dieser großen Wasserstraße ist wirklich lächerlich klein im Vergleich zu den Bodenschätzen ihrer Uferländer, und er vermag sich auch nicht weiter zu entwickeln, so lange er von mehrfachen Regierungen abhängt, deren Grundsätze ganz denen der Wegelagerer gleichen, die im Mittelalter feste Schlösser erbauten, um vorüberfahrenden Kaufleuten und Reisenden einen Tribut abzunötigen.

Zur Zeit kann niemand von der einen Seite der unteren Donau zur anderen ohne ärgerlichen Zeitverlust, Unkosten und mancherlei Verdrießlichkeit gelangen, ja, nicht selten ist auch noch sein Leben, wenigstens seine Freiheit dabei gefährdet. Jedes Land in dieser Gegend sucht den Handel des anderen lahm zu legen, und die große Dampfschiffgesellschaft, deren Fahrzeuge die ganze Länge des Stromes hinabgleiten, hat für diesen Weg schwer zu bezahlen, da sie überall zu Bestechungen ihre Zuflucht nehmen und hohe Stromgefälle von Regensburg aus bis zur Sulinamündung erlegen muß. Das Ideal der Schutzzöllner ist in den Donaufürstentümern gar herrlich verwirklicht — das heißt das Ideal des Chinesen, mit keinem Fremden Handel zu treiben oder sonst wie in Verbindung zu treten. Ich wünschte, meine protektionistischen Freunde

möchten einmal an den Grenzen Bulgariens, Rumäniens und Rußlands hinsegeln; sie würden wahrscheinlich als Freihändler zurückkehren, und wenn sie einer vollen Umwandlung nicht fähig wären, würden sie wenigstens dafür eintreten, daß nur eine Grenze die Donau und alle Nebenflüsse derselben umschließen möchte, so daß der Segen der Handelsfreiheit wenigstens teilweise von den Staaten empfunden würde, die sich jetzt zu grunde richten im Bestreben, sich auf dieselbe Weise, wie die des Herrn, der die McKinley-Bill zu Tage förderte, auf Kosten anderer zu bereichern.

Russische Geistliche in Rumänien.

Das Gut meines rumänischen Freundes lag irgendwo zwischen Bukarest und Jassy in den Vorhügeln der Karpathen und nur zwei Tagemärsche von der russischen Grenze entfernt. Er wünschte, daß ich ihm einen Besuch in dem Teile des Landes machte, durch den 1877 der Vormarsch der Russen stattfand und der im Falle eines späteren Krieges voraussichtlich auch am schwersten zu leiden haben dürfte.

Nachdem ich ein sicheres Unterkommen für mein Boot besorgt hatte — das mir jetzt mehr wert war, als alle Balkanstaaten zusammen — löste ich mir, mittels Pantomime und transatlantischem Latein, ein dritter Klasse-Billet und sah mich dadurch berechtigt, sechs Stunden lang in einem mit Rädern versehenen Holzkasten geschüttelt zu werden, den außerdem verschiedene Juden, langhaarige Bauersleute, Hirten mit hohen Schafwollhüten, Türken mit roten Gürteln und mehrere hübsche Mädchen in einfacher Tracht ausfüllten. Der Tag war sehr heiß, doch immer nicht heiß genug, um mich abzuhalten, ein Gespräch mit den Insassen des Wagens zu führen, die sich übrigens besser und mir gegenüber zuvorkommender benahmen, als nicht selten die Reisenden in höherer Wagenklasse und in Ländern, die sich sonst mit Recht für civilisierter halten.

In meiner Nähe saßen zwei Geistliche der griechischen Kirche und suchten eine Unterhaltung anzuknüpfen. Meine Kleidung war von den Strapazen der Reise schon ziemlich mitgenommen, und da ich einen Seemannssack bei mir führte, mochten die Beiden mich wohl für einen bankrotten Maschinisten oder einen entlassenen Matrosen ansehen. Diese Geistlichen trugen schöne, ihre Würde bezeichnende Talare, deren Wirkung freilich durch viele Fett- und Schmutzflecke darauf erheblich vermindert wurde. Sie waren wie die, die ich später zu Gesicht bekam, recht hübsche Männer mit langem Barte und bis zu den Schultern hinabwallendem Haar. Jeder derselben trug ein dickes Bündel unter dem Arme — aus dem einen derselben bemerkte ich das Ende eines Laibes von grobem Brod hervorsehen. Es hatte längere Zeit gedauert, ehe die beiden Geistlichen hatten einen Platz finden können, da keiner im Wagen aufstand, um ihnen den seinigen anzubieten. Und doch waren das gerade solche Reisende, von denen man in jedem anderen Lande einen derartigen Beweis von Höflichkeit erwartet hätte. Ja, was noch mehr ist, die Priester selbst verhielten sich so, als ob sie sich überhaupt keiner größeren Beachtung als andere Bauern zu versehen hätten.

Immerhin reizte es mich, mit ihnen zu sprechen, und da sie keiner anderen neueren Sprache mächtig waren als ihrer eigenen, rief ich einen halb betrunkenen Mann heran, der vorher viel über die geistlichen Herren gespöttelt hatte, und bat ihn, den Dolmetscher für mich zu spielen. Denselben Mann hatte ich kurz vorher von der Bank mir gegenüber verwiesen, da sein Verhalten ein junges

Mädchen neben ihm belästigte; nichtsdestoweniger zeigte er sich nicht beleidigt und redete mich in gutem Deutsch an.

„Woher kommen Sie denn?“ fragte ich.

„Nirgends her! Ich bin ein Pole,“ war seine kurze, etwas traurige Antwort. Statt aber den Vermittler zwischen mir und den Priestern zu spielen — denn ich fragte ihn, ob diese vielleicht lateinisch verständen — nahm er seinen zerknitterten Hut vom Kopfe, streckte ihn auf Armeslänge dem Gesicht der Geistlichen entgegen und sagte:

„Ist etwas hier in diesem Hute?“

„Nein,“ erwiderte ich.

„Nun, das ist gerade so viel, wie in den Köpfen dieser schmutzigen Schweine!“

Die mit diesem wenig schmeichelhaften Namen bezeichneten Herren verstanden offenbar nicht, was der Pole gesagt hatte; doch aus der Art und Weise wie die anderen sie behandelten, möchte ich bezweifeln, ob überhaupt jemand im Wagen gegen diese Ausdrucksweise Einspruch erhoben hätte.

Mein rumänischer Freund hatte mir ein Willkommen in Gestalt eines Bauerntanzes bereitet, zu dem alle jungen Leute des Dorfes nebst deren Eltern eingeladen worden waren. Der Tanz fand auf einem Rasenplatze vor der hohen Veranda des Herrenhauses statt. Wein und eine Art Kuchen wurde ohne Beschränkung verteilt. Die jungen Burschen und Dirnen tanzten mit wunderbarer Grazie und Ausdauer; die Mädchen waren hübsch und ohne Ziererei; den älteren Leuten hatten die Diener des Hauses Sitze hinausgetragen, und es fehlte hier nichts, um ein Bild arkadischer Zufriedenheit zu gewähren. Bald erschien

jedoch der Geistliche des Dorfes, dessen lange graue Locken in Wellen um seine Schultern spielten, und der einen Bart hatte, daß er hätte einen Propheten beglücken können.

Niemand achtete mehr auf ihn als auf die übrigen, und es fiel auch keinem ein, ihn etwa ins Haus einzuladen oder ihm einen Sitz auf der Veranda anzubieten. Er kam ja auch uneingeladen, blieb eine Weile da, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, und da ihn dann niemand ersuchte, seinen Besuch zu verlängern, so erhob er sich ging und nach dem Platze, wo eine Zigeunerkapelle in die flinken Füße der Jugend Leben brachte. Als er sich genügend entfernt hatte, vernahm ich von mehr als einem auf der Veranda etwas wie „Verdammte Unverschämtheit!“ und das erregte in mir den Verdacht, daß meine langlockigen Freunde in dem dritte Klasse-Wagen noch lange nicht die schlimmsten Exemplare der Priesterschaft im Lande vorstellen mochten. Ich ergriff die erste Gelegenheit, über diese Angelegenheit nicht nur mit meinem gastfreundlichen Wirte, sondern auch mit anderen zu sprechen, die mit den hiesigen Verhältnissen vertraut waren, und zu fragen, was sie von ihren Geistlichen wohl zu hoffen oder zu fürchten hätten. Wenn ich ihre Auslassungen in knappe Form bringen soll, so ergaben diese etwa Folgendes:

„Der rumänische Geistliche wird in der Hauptsache in Rußland ausgebildet, und das Wenige, was er an Kenntnissen besitzt, stammt von Kieff; deshalb ist es erklärlich, daß unsere Geistlichen ebenso nach Petersburg blicken, wie die Römisch-Katholischen in London oder New-York nach Rom. Ich kann nicht leugnen, daß sie eine Macht bilden — eine große Macht, doch bestimmt

nicht etwa die größte. Wenn sie besser ausgebildet wären, würden sie gefährlich sein; sie sind aber in der Regel so dumm und stehen so wenig über den Bauern, mit denen sie zu thun haben, daß sie viel von dem Einfluß, den sie ausüben könnten, einbüßen."

„Wie ist ihre soziale Lage?" fragte ich meinen Wirt, eigentlich nach dem, was ich selbst gesehen hatte, etwas überflüssiger Weise.

„Es sind schmutzige Burschen; kein Mensch mag sie in seinem Hause haben, der, den Sie hier sahen, kommt jeden Monat einmal, um etwas Weihwasser zu versprengen und . . . den Teufel zu vertreiben, wofür ich ihm wohl oder übel einige Franks geben muß, um mir den Mann nicht zum Feinde zu machen. In dieser Weise durchwandert er den ganzen Bezirk und schnurrt Kupfermünzen zusammen, wo er irgend kann. Er war so unverschämt, heute hierher zu kommen in der Hoffnung, Sie zu sehen und etwas über Sie zu erfahren; es fällt uns aber nicht einmal im Traume ein, ihn als Gast ins Haus einzuladen. Ich glaube, der Mensch hat Zeit seines Lebens beim Essen noch keine Gabel in die Hand genommen."

„Sind die Geistlichen denn etwa so arm?"

„Keineswegs. Sie haben eine weit bessere Stellung als die in Griechenland und auch die in Rußland. Jeder besitzt 16 Pogons (gegen $6^4/_{10}$ ha) Land, außerdem erhalten sie von jedem Bauern einmal im Jahre einen Sack Weizen und schließlich noch einen Gehalt vom Staate, denn bei uns muß jedermann, selbst der Jude und der Protestant, zur Unterhaltung der Staatskirche seinen Beitrag leisten.

„Überdies haben die Bischöfe, wie in der anglikanischen Kirche, Sitz und Stimme im Parlament und damit einen gewissen Einfluß auf die Gesetzgebung. Die Bischöfe werden für Rumänien jedoch aus geistlichen Orden erwählt, deren Mitglieder nicht heiraten dürfen, während die Landpriester in die Ehe treten müssen. Jene Klasse, aus der die Bischöfe hervorgehen, steht deshalb auch an Kenntnissen und Bildung weit über der, die unsere Landgeistlichen liefert. Die Bischöfe werden durch den Synod ernannt, wirklich gewählt aber erst durch gemeinsame Abstimmung beider Häuser der Volksvertretung, ehe ihre Namen dem Könige zur Bestätigung vorgelegt werden können. Übrigens gilt es als selbstverständlich, daß die dem König vorgeschlagenen Geistlichen von diesem angenommen werden."

Bezüglich der Haltung der Geistlichkeit im Fall eines Krieges erhielt ich nicht besonders ermutigende Antworten.

„Die rumänischen Geistlichen sind unsere gefährlichsten Feinde. Sie stehen fast ausschließlich unter russischem Einfluß und können nicht begreifen, daß etwas Gutes anderswoher als aus Kieff oder Moskau kommen könne. Die Russen häufen gegen uns längs der Grenze immer mehr Truppenmassen an, und keiner von uns ist simpel genug anzunehmen, daß dies nur zu dekorativen Zwecken geschähe."

„Was wird also die endliche Folge davon sein?"

„Die Vaterlandsliebe des Volkes wird den Sieg doch davontragen, wenn einmal der Krieg erklärt würde. Die Geistlichen mögen beginnen, was sie wollen, nichts wird uns vergessen machen können, was wir 1877 für Rußland gethan, wie grausam wir seitdem unter dem Drucke Rußlands gelitten haben, und welches Unheil uns bevorsteht,

wenn russische Truppen noch einmal unser Gebiet durchzögen. Da ist kein Irrtum möglich; Rumänien weiß, was russische Freundschaft bedeutet, und deshalb bereiten wir uns zum Kampfe bis auf den letzten Mann, wenn von Berlin aus das Zeichen dazu gegeben wird."

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß meine Freunde hier alle Mitglieder der orthodoxen Kirche waren.

Zu Fuß über Rußlands Grenze.

Statt von Galatz auf dem kürzesten Wege zurückzukehren, hoffte ich noch mehr Aufklärung durch einen Abstecher nach Odessa und von hier aus durch mehrfache Unterbrechung meiner Reise bis zur Ostsee und bis zum Kanal gewinnen zu können. Mein Boot, das mich von den Quellen der Donau bis nach Bulgarien getragen hatte, ließ ich auf einem stromaufwärts fahrenden Dampfer sorgfältig verstauen und sandte auch alles Gepäck mit, das mir an der Grenze Schwierigkeiten bereiten konnte. Dann forschte ich nach einer Fahrgelegenheit von dieser östlichsten Stadt Rumäniens nach der nächsten Bahnstation auf russischem Boden. Murrays Führer durch Rußland und ebenso deutsche wie englische Landkarten verzeichnen eine Bahnlinie zwischen Galatz und Reni, doch das war, wie ich bald entdecken sollte, ein Irrtum. Die Entfernung nach der russischen Grenze wird auf etwa 16 km angegeben, von da aus ist es aber bis zur ersten Bahnschiene in Reni wieder noch mindestens 8 km weit. In Galatz bot ich viel Geld für einen Wagen, konnte aber keinen Kutscher finden, der sich hätte entschließen können, mich ins Nachbarreich hinüber zu befördern. Ich erbot mich auch, für den betreffenden einen Paß vom hiesigen russischen Konsul

zu verschaffen; ein solcher aber, versicherten die Leute, würde „drüben“ auch nicht respektiert werden; sie liefen trotzdem Gefahr, ins Heer gesteckt, nach Sibirien versetzt oder ins Gefängnis geworfen zu werden. Sie waren auch unklar, was für eine Strafe man in Rußland wegen einer Grenzüberschreitung über sie verhängen könnte, alle aber wiesen mein Verlangen ab, da sie jedenfalls nichts Gutes daraus entspringen sahen. Das liefert wenigstens den Beweis, in welchem Lichte den Leuten die Beamten jenseits des Pruth erscheinen.

Mir blieb nun nichts weiter übrig, als bis so nahe wie möglich an die Grenze zu fahren und dann für mein weiteres Fortkommen allein zu sorgen. Mein Gepäck bestand aus einem wasserdichten Seemannssacke, der die unterwegs benutzte Kleidung, daneben Bücher nebst Landkarten und einen großen langen Überrock enthielt, den ich zuweilen als Bettdecke gebraucht hatte. Der Weg nach dem Pruth zieht sich größtenteils an einer ausgedehnten Lagune der Donau hin, während der Strom selbst dem Blicke durch niedriges Marschland mit hohem Riedgras entzogen wird. Wassergeflügel von mancher Art, Reiher, Flamingos, Wildenten, und Seemöven gab es in Hülle und Fülle. Den stärksten Eindruck machte auf mich jedoch die wilde Einsamkeit der Straße. Außer den mit nur einem Drahte verbundenen Telegraphenpfählen bemerkte man kaum ein Zeichen von Civilisation zwischen der großen Stadt, aus der ich kam, und der Eisenbahnstation, nach der mein Weg führte. Die Straße glich mehr einem schmutzigen Pfade, als einem wirklichen Verkehrswege, und würde, wenn die Telegraphenstangen nicht wären, bei nebeligem Wetter nur mit Mühe

gefunden werden können. Nach mehr als einstündiger Fahrt, bei der man tüchtig durchgeschüttelt wurde, gelangten wir nach einem dürftigen Hause, aus dem ein Rumäne trat, der meinen Paß verlangte, mir diesen aber, da er ihn doch nicht lesen konnte, sehr höflich zurückstellte.

Der Pruth, der hier Rußland und Rumänien scheidet, ist nicht breiter als die Themse in Oxford, und ich erwartete doch eine Brücke, vielleicht auch einen leichten Wagen zu finden, denn über diesen Punkt führt der kürzeste Weg zwischen Galatz und Odessa. Eine Brücke gab es aber nicht; so beschaffte ich mir einen Mann, der mich in einem rohen, mehr aus einem Baumstamm gearbeiteten Boote, das an die Fahrzeuge der Eingeborenen von Florida und Britisch-Guiana erinnerte, für Geld und gute Worte hinüber ruderte. Der Fährmann zeigte übrigens dieselbe Scheu vor Rußland, wie die edlen Rosselenker von Galatz, denn er weigerte sich, meinen Reisesack nach dem Zollhause hinaufzutragen, sondern warf diesen einfach auf das schlammige Uferland und beeilte sich, nach Rumänien zurückzukehren. An jedem Ende dieses kleinen Fährhauses stand ein Soldat, ein Glied in der langen Kette der Grenzwächter — 5000 auf der rumänischen und 25 000 auf der russischen Seite, die Tag und Nacht scharf aufpassen, um Schmuggler, verdächtige Personen oder Juden zu entdecken. Ein struppig aussehender Beamter schlenderte nach dem Schilderhause hinab, als ich das Uferland heraufkletterte und schickte mich in das einzige, hier überhaupt sichtbare Haus, wo noch ein anderer von demselben Typus saß, dem verschiedene Untergebene, alle aber mit dem Stempel der gewöhnlichen Beamtenüberhebung

gekennzeichnet, Gesellschaft leisteten. George Kennan hat diesen Typus nach einem Musterbilde, wie er es in Kachinski traf — einem Polizeiinspektor — festgenagelt als „ein widerliches Geschöpf mit grünen Katzenschlitzaugen, den, wenn er keine Uniform getragen hätte, jedermann für das schlimmste Vorbild eines gemeinen Verbrechers angesehen haben würde.“ Als ich die Gestalten hier sah, wünschte ich mich auch zurück, wenigstens nach Rumänien.

Selbstverständlich wurde mir zunächst in gröbster Weise der Paß abverlangt, und während diesen drei Mann nun besichtigten, versuchte der vierte ihn eingehender zu prüfen und meinen Namen niederzuschreiben. Da aber keiner von den Leuten französisch, deutsch oder lateinisch verstand, schlossen sie, daß mein Name das erste Wort sein müsse, das sich auf dem Papier vorfand, und das übrigens das Wort „Plenipotentiary“ war. Mein Name findet sich also bis heute in der Polizeichronik Bessarabiens als „Mr. Plenipotentiary“ eingetragen, während mein Taufname als der eines Beamten darunter gesetzt wurde. Großes Kopfschütteln erregte der Umstand, daß mein Paß von London aus datiert war, während er mit dem Unterdruck des amerikanischen Staatsdepartements versehen war, was den Leuten mehr auf eine Hinterlist zu deuten schien. Sie stellten in ihrer rohen Weise eine Menge Fragen an mich, die ich alle in englischer Sprache beantwortete, so daß sie ihr Bemühen endlich aufgaben und meinen Reisesack zu durchsuchen begannen. Ich besaß zufällig die letzte Nummer des „Speaker“, ein Exemplar des „Punch“ und ein größeres deutsches Werk über die untere Donau. Alle meine eigenen Notizen hatte ich tief unter der Kleidung verborgen.

„Punch“ und „Speaker“ studierten sie scheinbar sehr pflicht-eifrig, am meisten beunruhigte sie offenbar das unschuldigste aller Bücher, Hecks „Donau“ mit vielen Abbildungen. Das durchblätterten sie Seite für Seite, während ich einen großen Buntdruck, den Zaren darstellend, betrachtete, der fast die eine Seite des Zimmers einnahm. Da es mir eine Stunde Zeit kostete, mit nur einem Reisesack die Grenze zu überschreiten, berechnete ich, daß hier mehr als zwölf Personen in einem Tage schwerlich ins Land gelangen konnten. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß von meinem Reisesacke vollständig das Innere nach außen gekehrt und jeder Gegenstand aufs genaueste untersucht wurde, daß es aber niemand einfiel, beim Wiedereinpacken meiner Habe nur im geringsten behilflich zu sein. Ich wurde ganz so behandelt, als wäre ich eines schweren Verbrechens schuldig gesprochen und stände vor den mich verurteilenden Richtern.

Endlich ließ man mich meines Weges ziehen. Weitere Fragen stellte ich gar nicht, versuchte mich nach dem Stande der Sonne zu orientieren und schlug eine Richtung ein, von der ich annahm, daß ich, derselben folgend, in einigen Stunden nach Reni gelangen mußte — was denn auch wirklich zutraf. Diese Wanderung fiel aber auf den heißesten Tag der an und für sich heißen und trockenen Jahreszeit, und Reisesack nebst Überrock wurden mir recht schwer, ehe ich die reichlichen 8 km zurücklegte. Ich zog den Rock aus, streifte die Hemdärmel auf und schleppte mich durch den Staub dahin, zufrieden, wenigstens den Zoll passiert zu haben, ohne hier noch schlimmeren Widerwärtigkeiten zu begegnen. Nach oberflächlicher Abschätzung

auf der Hälfte des Weges kam ich an einigen Erdwerken vorüber, deren Lage recht zweckmäßig gewählt erschien, die Donau gegen eine stromabwärts kommende Flotille zu sperren. Die Wälle waren eingerichtet, wenigstens drei Batterien Geschütze aufzunehmen. Nur wenig jenseits dieser Anlage fand ich einen kleinen Baum, in dessen Schatten ich mich, zur Abkühlung und um einige Bemerkungen in mein Notizbuch einzutragen, niederließ. Der Weg hatte mich längs des Randes eines Sumpfes an der einen Seite und einer Art wüsten Prairie an der anderen hingeführt, wobei mir nur ein einziger Bauer im Wagen begegnete, als ich so durch Staub und Hitze vorwärts schlich. In der Nähe der genannten Erdwerke befanden sich zwei große, durch dicke Backsteinmauern gebildete Höfe, deren Umfassung wohl altmodischer leichter Feldartillerie zu widerstehen vermochte. Die Mauern waren meiner Schätzung nach $4^1/_4$ m hoch und an jeder Seite gegen 120 m lang. Inmitten jeden Hofes erhob sich noch ein Backsteingebäude, an dem Leute mit der Ausbesserung des Daches und der Verkleinerung der Fenster beschäftigt waren. Wer hier vorüberkam, mußte annehmen, daß die ganze Anlage einen Aufbewahrungsort für Kriegsmaterial abgeben solle. Auf nähere Besichtigung verzichtete ich gern, da die meisten Arbeiter Militärmützen trugen.

So quälte ich mich also weiter nach Reni, das jemand, der selbst viel andere Dörfer im Heiligen Rußland gesehen hat, doch als das schmutzigste, elendeste Nest erscheinen muß, das außerhalb Chinas einen menschlichen Wohnort darstellen soll. Die Hauptbeschäftigung des Ortes schien in der Anfüllung von Magazinen mit Getreide zu bestehen,

und da die englischen Zeitungen gerade jener Zeit voll von Berichten über die Hungersnot des Landes waren, erstaunte ich natürlich mit Recht, hier an der Grenze Rumäniens so viel Brotfrucht aufspeichern und die Leute, die das verrichteten, alle mit Uniformmützen zu sehen. Hätte dieses Getreide den hungernden Millionen im Volke des Zaren zugute kommen sollen, so würde es auf die Eisenbahn oder in Stromschiffe verladen und den vielen bedürftigen Gegenden zugeführt worden sein; hier schien es aber nur zur Ernährung einiger Truppenkörper bestimmt, die vielleicht an diesem Punkte der Grenze gebraucht wurden. Was ich sah, regte so vielerlei Gedanken in mir an, daß ich einige Augenblicke überlegend Halt machte — und das war wieder unrecht, denn ein Beamter des von Kennan geschilderten Typus kam eiligst auf mich zugelaufen und schnaubte mir schnarrenden Tones ein „vorwärts marsch!“ entgegen.

Ich zeichnete nichts, schrieb nichts nieder und hatte überhaupt nichts verbrochen, als ein Fremdling zu sein, und deshalb schon wurde ich auf offener Landstraße behandelt wie ein Räuber, der eine russische Hühnerleiter stehlen wollte. Natürlich holte ich darauf meinen Paß heraus, und obwohl dieser Dummkopf so wenig wie die anderen etwas von dessen Inhalt verstehen konnte, fing er doch an auf mich zu schimpfen und mir bemerklich zu machen, daß in dem Schriftstück etwas nicht in Ordnung sei, weßhalb ich ihm folgen solle. Dazu verspürte ich natürlich nicht die geringste Neigung, und glücklicherweise wurde ich hiervon durch die Ansammlung einer Menge Leute befreit, aus der ein des Französischen mächtiger Arzt hervortrat

und sich mir zum Dolmetscher anbot. Dieser Herr erklärte dem katzenähnlichen, gelbhäutigen und rotäugigen Beamten meinen regelrecht ausgestellten Paß, womit dem frechen Burschen die Gelegenheit geraubt wurde, von mir etwas zu erpressen, und er mich ruhig weiter gehen lassen mußte. Der Arzt empfahl sich von mir ziemlich kühl, was ich bedauerte, da er offenbar ein Mann von höherer Bildung war. Die Erklärung dafür fand sich sehr bald. Denn als wir darauf zufällig in einem schmutzigen Gasthause Renis zusammentrafen, schlug er einen ganz anderen Ton an. Jetzt war er die Herzlichkeit selbst, erklärte mir jedoch, daß es für ihn unangebracht gewesen wäre, auch bei der vorigen Gelegenheit nur irgend welche besondere Teilnahme für einen Fremden erkennen zu lassen. Es war ein Grieche, der hier schon wohnte, als das Land noch zu Rumänien gehörte, und nachdem dies unter russische Herrschaft gekommen war, hatte er neben seinem eigentlichen Berufe noch die Verwaltung eines kleinen öffentlichen Amtes übernommen. Binnen wenigen Wochen wollte er nach Athen zurückkehren, weil das Leben in Rußland für einen Mann von Bildung und von freieren Anschauungen mit jedem Tage unerträglicher werde, vorzüglich wenn dieser nicht in jeder Hinsicht selbst Russe ist. Er war eben, wie er sagte, nach dem Gasthause gekommen, um einen Kranken zu besuchen, dann schüttelte er mir, als wir unbeobachtet waren, warm die Hand und ging seinen Pflichten nach. Jetzt befindet er sich in Sicherheit jenseits der Grenze, sonst würde ich diesen kleinen Zwischenfall hier nicht erwähnt haben.

Reni ist ein schmutziges, elendes Dorf mit breiten,

aber ungepflasterten Straßen, die entsetzlich staubig sind, und mit rohen Bauernhäusern oder eigentlich Hütten. Ich begab mich nach der Eisenbahn und fand einen Bahnhof vor, der für eine Großstadt zugeschnitten schien. Keine Seele hier verstand eine andere Sprache als die russische, und doch konnte ich aus Zeichen herausfinden, daß vor dem nächsten Tage kein Zug nach Odessa abging. So schlenderte ich weiter durch die erbärmliche Ortschaft, nur verwundert darüber, daß man für diese einen so gewaltigen Bahnhof erbaut hatte, der nur zwischen einem Sumpfe und einer wellenförmigen Wiese lag. Hier endigen drei vollständig ausgebaute Seitenstränge, die mit einer Palissade aus geteerten Planken umschlossen sind; und da diese Einrichtungen nicht wegen der kommerziellen Bedeutung des Platzes getroffen sein können — denn zwischen den Strängen wucherten Gras und Kräuter lustig empor — so kann der gelegentliche Beobachter nur annehmen, daß dieser Bahnhof großen Stils hergestellt ist, um vorhanden zu sein, wenn es sich einmal um Besitznahme der Donaumündungen handeln wird.

Beim Besteigen des am folgenden Morgen abgehenden Zuges, zählte ich auf sechs Waggons sechs Passagiere und zwölf Mann in Uniform, die irgendwie zum Zuge zu gehören schienen. Die Lokomotive stammte aus Chemnitz und beförderte uns mit einer Geschwindigkeit von etwa 22 Kilometer in der Stunde nach Bender, wo ich auf eine andere Bahnlinie nach Odessa überging. Gleich nach der Ankunft hier suchte ich den besten Buchladen auf, den übrigens ein Deutscher betrieb, um einige Werke über Rußland zu kaufen.

„Es giebt nur ein einziges gutes Buch über Rußland,“ sagte mir der Chef, „und das kann ich Ihnen nicht geben. Es ist von George Kennan.“ (NB. Dem Verfasser eines Aufsehen erregenden Werkes über die Zustände in Sibirien. Anmerk. d. Übersetz.)

Rußland, Krieg und Hungersnot.

Der deutsche Kaiser hat zuletzt gegen Ende November (1891) einem persönlichen Freund versichert, daß er Rußland nicht angreifen werde, daß sein Land des Friedens bedürfe und daß er, soweit es an ihm liege, diesen zu erhalten gewillt sei.

So viel übelwollende Kritiken der junge Herrscher sich auch durch freimütige Äußerungen bei festlichen Gelegenheiten oder durch Einträge in Geburtstagsalbums seiner Vertrauten selbst zugezogen haben mag, niemand, nicht einmal ein Russe, kann ihn einer Heuchelei oder ihrer Zwillingsschwester, der Furcht zeihen. Sein neuerliches Auftreten gegen die Prostitution; sein Eingreifen für eine humane Behandlung der Soldaten durch Offiziere und Unteroffiziere; seine Erlasse zu gunsten der überbürdeten Schulkinder gegen die kurzsichtige, wenn auch noch so wohlgemeinte Tyrannei vieler Lehrer; seine Behandlung der Polen in den östlichen Provinzen, die so unendlich weit von der, die sie unter Bismarck erfuhren, abweicht; seine Anstrengungen, das Prinzip der Schiedsgerichte bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern einzuführen — diese und andere mit seinem Namen verknüpfte Maßregeln sind nicht, wie in manchen anderen

Monarchien, die Erzeugnisse von Behörden und Kommissionen, sondern hier ausschließlich die Ergebnisse persönlicher Studien und menschlicher Teilnahme. Und diese Maßregeln verdanken einen großen Teil ihrer Wirksamkeit dem Nachdruck, mit dem er deren Einführung durchzusetzen bemüht ist.

In letzterer Zeit haben sich die Berichterstatter ausländischer Zeitungen in Rußland zu der Mitteilung berufen gefühlt, es bestehe in Berlin eine Kriegspartei; Rußland habe alle Ursache zu fürchten, daß diese Kriegspartei der deutschen Regierung über den Kopf wachse und sie antreiben werde, Rußland gerade zu einer Zeit zu überfallen, wo dessen Hilfsquellen durch die Hungersnot stark vermindert wären. Rußland selbst dagegen sucht eifrig den Eindruck hervorzurufen, daß es der Freund des Friedens sei, daß es nichts thue, seine Nachbarn herauszufordern, während es sich scheinbar sehr vor einer Überschreitung seiner Grenzen fürchtet, da es sich genötigt sieht, die ganze übrige Welt zur Anerkennung der Unschuld seines Verhaltens aufzufordern.

Angesichts dessen, was Rußland in dieser Hinsicht thut, wobei es sogar soweit geht, in einer englischen Revue ein Bild des Zaren mit der Unterschrift „Der Schirmherr des Friedens in Europa" aufnehmen zu lassen, und weiter, indem es durch Zeitungsnotizen, die jetzt von Petersburg jedenfalls unterwegs sind, diese Vorstellung zu verstärken sucht, möchte ich hier einen oder zwei Gründe für die Annahme anführen, daß Rußlands so ausgesprochene Friedensliebe doch nicht ganz unverdächtiger Natur ist.

Der Zar verlebte, wie bekannt, einen Teil des letzten

Sommers in Dänemark. Bei seiner Rückkehr nach Rußland durfte man wohl erwarten, daß er Gelegenheit nehmen werde, den Besuch zu erwidern, den er dem deutschen Kaiser schuldete. Er that aber nichts derart, obwohl er bei seiner Heimkehr deutsche Eisenbahnen benutzte, die Bewachung der Strecken durch deutsche Soldaten sich gefallen ließ und er mit deutschen Beamten in Berührung kam, die ihm zu Ehren auf den Perrons in Paradeuniform erschienen.

Man hätte wohl erwarten dürfen, daß er die gewöhnlichen Höflichkeitsformen beachten würde, die nun einmal zwischen Herrschern, wenn einer den Staat des anderen berührt, giltig geworden sind. Mit anderen Worten, die Deutschen hatten Ursache zu glauben, daß er, selbst wenn er die größte Eile gehabt hätte nach Hause zu kommen, doch wenigstens einen Boten zur Begrüßung des Landesherrn und zur eigenen Entschuldigung geschickt hätte. Er that aber nicht einmal so viel, daß er einen Diener mit seiner Visitenkarte nach der Thür des Hauses seines Nachbars entsandte, während er selbst über das Gebiet dieses Nachbars fuhr. Ob er selbst dafür verantwortlich ist oder vielleicht seine Ratgeber, macht wenig aus, denn die Wirkung bleibt jedenfalls dieselbe.

Die russischen Zeitungen behandelten sofort dieses Ereignis mit großem Eifer; ist es aber nicht auffällig, daß die Person, gegen die sich dieser Verstoß wendete, darüber keinerlei Aufklärung erhielt? Rußland ist freilich dadurch in die Lage gekommen, seinen Freunden in den französischen Banken zu Paris zurufen zu können: „Ihr seht, daß unser Zar Deutschland offenbar beleidigt hat; wie könnt Ihr also an unserer Ergebenheit zweifeln, und

wie könnt Ihr noch zögern, uns alles Geld, was wir brauchen, vorzuschießen?"

Der deutsche Kaiser kann natürlich von diesem Akte schwerer Unhöflichkeit nicht besonders Notiz nehmen, und die Presse nimmt im allgemeinen auf, was ihr von Petersburg telegraphiert wird, als ob sie nicht wüßte, daß alle derartigen Äußerungen nur von Regierungsbeamten redigiert werden.

Die große Hungersnot ist mit Fleiß ausgenutzt worden, bis schließlich etwas mehr Wahres darüber an den Tag kam. Ich glaube, es verhält sich damit so, wie mir ein entschiedener Sachkenner in Rußland vor sechs Monaten darüber berichtete. Eine Hungersnot herrscht in Rußland irgendwo überhaupt jedes Jahr, gerade wie auf dem nordamerikanischen Festlande, d. h. die Ernte ist eben nicht in allen Teilen eine gleich ergiebige. Das Unheil, unter dem Rußland dieses Jahr in einem kleinen Teile seines ungeheueren Gebietes seufzt, ist nicht so sehr der Hunger, als vielmehr eine erdrückende Zahl unwissender Beamten, die das Volk abhalten, etwas für sich selbst zu thun, und der Regierung jede Kenntnisnahme von dem, was notwendig wäre, unmöglich machen, selbst unter der Voraussetzung, daß der Zar gewiß erbötig wäre, seine Regierung zum besten des Volkes eingreifen zu lassen.

Während die Spalten der englischen Zeitungen der Welt berichteten, daß ganze Bezirke Not litten, bin ich vom Schwarzen Meere zur Ostsee über Kieff und Warschau gereist, und zwar inmitten aller Anzeichen eines reichen Erntesegens; dabei hörte ich auch von verschiedenen Kaufleuten, daß die behauptete Hungersnot das Gemüt

der Russen keineswegs zu beunruhigen brauche. Die Ernte war nicht allein gut in einem großen Teile des inneren Rußland, sondern die längs der Donau liegenden, vorwiegend Getreide erzeugenden Länder versorgten noch ganze Flotten von Kauffahrteischiffen mit reichlicher Fracht von Weizen und Mais. Und that denn inmitten dieser öffentlichen Kalamität die russische Regierung etwa ein mehreres, als daß sie diese in den Zeitungen besprechen ließ? — Niemand hat dafür einen Beweis erbringen können. Im Gegenteil; die großen Verkehrslinien des Reiches wurden in dieser kritischen Zeit nicht dazu benutzt, notleidenden Dörfern Nährstoffe zuzuführen, oder Bauern und deren Viehbestand von Höfen fortzuschaffen, die beiden keinen Unterhalt zu gewähren vermochten; auf meiner Reise längs der Westgrenzen des Reiches schien es, als ob die russischen Bahnen überhaupt kein Frachtgut zu befördern hätten, als Infanterie, Kavallerie und Artillerie.

Die Nebengeleise zeigten sich meistenteils von langen Güterzügen besetzt, die immer mehr Truppen nach den Grenzen Österreichs und Deutschlands beförderten. Schon zu jener Zeit waren neun Zehntel der ganzen Friedensstärke Rußlands längs dieser Grenzen aufgestellt, doch das hat die Fortdauer der drohenden Truppenverschiebung nach dem Westen noch immer nicht hindern können. Deutschland bedroht Rußland nicht. Seine Grenzen liegen für jeden beliebigen Touristen offen. Er kann von einem Pikett zum anderen, von Memel bis Metz hin wandern, ohne eine unhöfliche Behandlung oder gar eine Verhaftung befürchten zu müssen. Er wird die deutschen Truppen in ihren gewöhnlichen Garnisonen finden, wie

diese auf jeder überall käuflichen Militärkarte verzeichnet stehen — in deutlichem Gegensatz zu Rußland, dessen wilde Horden aus der Mongolei jetzt an den Ufern der Narew und des Niemens patrouillieren.

Wenn Rußland sagt, daß ihm Österreich eine Drohung sei, so steht diese Ausrede auf noch schwächeren Füßen, als wenn sie gegenüber dem deutschen Reiche gebraucht würde. Der österreichische Kaiser hat während seiner Regierungszeit viel Unglück erfahren. Seine kriegerischen Unternehmungen sind meist fehlgeschlagen; sein Reich besteht aus Staaten, die sich manchmal gegenseitig bitter befehden. Er ist ein gewissenhafter Regent und im besten Sinne des Wortes durch und durch ein Ehrenmann. Er macht wenig Versprechungen — bricht aber auch keine. Der Magyar mag den Czechen hassen; der Serbe und der Rumäne mögen in Streit geraten; Österreich mag von allen vieren angegriffen oder verhetzt werden; gegenüber dem Kaiser Franz Joseph empfindet doch keiner etwas anderes als Achtung, wenn nicht Liebe. Er hat die Herzen seines Volkes mehr als in bloß konventioneller Weise gewonnen und wird am wärmsten von den wirklichen Ungarn geliebt, die ihn in den Tagen von 48 am heftigsten bekämpften.

Der Monarch bedarf alles seines Feingefühls und der eifrigen Thätigkeit jedes Teils seiner Staatsmaschinerie, um die großen Hilfsquellen seines Reiches nutzbar zu machen und weiter zu entwickeln. Ihn verlangt gewiß nach keinem Kriege. Er hat das ausgesprochen, und er meint dabei nichts anderes, und keiner, der ihn kennt, wagt den Verdacht zu hegen, daß seine Auslassung nicht

ebenso genuiner Natur sei, wie die seines Verbündeten in Berlin.

Fällt der Schein, kriegslustig zu sein, auf ihn, so trifft die Schuld dafür nur Rußland mit seiner ausgesprochenen Absicht, die Uferländer der unteren Donau zu erobern und ein weites Gebiet, durch das der Weg des Handels und der Civilisation führt, unter seine barbarische Herrschaft zu bringen. Rußland bereitet sich vor, den Pruth zu überschreiten und natürlich Rumänien seinem Besitze einzuverleiben; was es auch je mit Konstantinopel beginnen möchte, jedenfalls ist es der Ansicht, daß die Donau russich werden und nicht europäisch sein müsse. Der Wert, den dieser Strom darstellt, wird von weitsichtigen Politikern nicht unterschätzt, obwohl die große Wasserader jetzt verhältnismäßig wenig Bedeutung hat — infolge der veralteten, halbcivilisierten Handelsgesetzgebung, die die schwachen Länder an ihrem Unterlauf aufrecht erhalten, eine Gesetzgebung, die euphemistisch Protektionismus genannt wird.

Rußland hat an dieser Stelle seine Hand zum Schlage erhoben, und wenn diese einmal niederfällt, geschieht es gewiß nicht im Interesse des europäischen Handels und Kulturfortschrittes.

Eine kommerzielle Skizze.

Im Sommer 1891 war ich durch eine Reihe glücklicher Umstände in die Lage gekommen, eine weitere Reise die Donau stromabwärts vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meere zu unternehmen. Auf etwa 2500 km der Stromlänge bildete mein einziges Beförderungsmittel ein kaum 37 kg wiegendes kleines Segelboot, in dem ich des Nachts schlief und am Tage meine Notizen niederschrieb, während ich übrigens manchmal ruderte, meist aber meine zwei Segel benutzte. Unter solchen Verhältnissen ging die Fahrt selbstverständlich etwas langsam von statten — 80 km des Tags galt dabei schon als viel — doch keineswegs zu langsam für einen Reisenden, der Menschen und Dinge von seinem Bootsdeck aus kennen zu lernen beabsichtigte.

Die kommerziellen oder ökonomischen Erfahrungen dieser Fahrt lieferten mir den greifbarsten Beweis von dem Segen des Freihandels. In Deutschland durchströmt die Donau Baden, Württemberg und Bayern — im kleinen Fürstentum Hohenzollern auch preußisches Gebiet — das sind Länder, die zu einander in freiem Verkehr stehen, vor der Einigung des Reiches aber vier Stationen für Zollbeamte unterhielten, um die Bevölkerung abzuhalten, den geeignetsten Markt für ihre Erzeugnisse aufzusuchen.

Schon an der österreichischen Grenze wurde Eingangszoll erhoben und die Vorlegung eines Passes verlangt. Hier drängte sich mir natürlich die Frage auf: „Wenn es vorteilhaft für Österreich ist, sich gegen den deutschen Handel abzuschließen, warum soll es nicht ebenso vorteilhaft für die Staaten des Mississippithales sein, nach gleichen Grundsätzen zu verfahren, und für Louisiana, sich gegen Illinois, für Kentucky, sich gegen Iowa zu schützen? Wir (in Amerika) haben diese Frage schon längst abgethan und hoffentlich für immer. Europa besitzt einen Strom, der in mancher Beziehung dem „Vater der Gewässer“ ähnlich ist, indem er eine große natürliche Handelsstraße durch Europa bildet. Längs ihrer Ufer liegen verschiedene selbständige Staaten, die aufeinander merkwürdig eifersüchtig sind und ihre Handelsbeziehungen mit den Stromnachbarn vielmehr zu unterbinden als zu befördern suchen. Rußland, Rumänien, Bulgarien, Serbien und Ungarn verfahren jedes gegen die übrigen in einer Weise, als ob der Handel ein Fluch und nicht ein Segen wäre.

Dank der Methode, nach der ich reiste, und vielen Erleichterungen bezüglich gesellschaftlichen Verkehrs, machte ich die auffallende Bemerkung, daß auf dieser Linie die deutsche Sprache unendlich mehr verbreitet war, als die französische. Mehrere meiner Freunde, die die untere Donau vor etwa zehn Jahren besuchten, hatten mir versichert, daß ich die deutsche Sprache jenseits der Grenzen Österreichs nur spärlich vertreten finden und ich besser thun würde, mich des Französischen zu bedienen, wenn ich dort die landläufigen Sprachen nicht beherrschte.

In Ungarn wurde die deutsche Sprache bekanntlich nach dem 48er Aufstande verpönt, und unter den heutigen Magyaren lebt noch immer derselbe Widerwille gegen das Idiom Österreichs, wie er etwa die irischen Amerikaner gegen den englischen Freihandel erfüllt. Trotzdem haben kommerzielle Gründe ihr Gewicht geltend gemacht, und da die Deutschen die besten Kunden im Handelsbereiche der Magyaren sind, hat die Handelswelt hier doch eingesehen, daß ihr Nachwuchs jener Zunge ebenso mächtig sein müsse, wie der Landessprache. Daher kam es wohl, daß ich an der Donau nie einen, wenn auch noch so kleinen Platz fand, wo ich mich nicht hätte deutsch unterhalten können; noch traf ich jemals ein Boot, ein Flußschiff oder ein Dock, das nicht von einem geführt oder verwaltet wurde, der nicht die Sprache des „Vaterlandes“ gekannt hätte.

Von Ungarn bis zum Schwarzen Meere trat die deutsche Sprache stets mehr oder weniger nach dem Umfange des Handelsverkehrs hervor, der an verschiedenen Stellen mit Westeuropa unterhalten wurde, und ebenso nach dem allgemeinen Bildungsgrade der einzelnen Personen. Auch der Besitzer einer Strommühle in Bulgarien sprach deutsch mit mir, obwohl sein Geschäft ihn ausschließlich mit den Bauern des Landes in Berührung brachte.

Als Spanier, Franzosen, Engländer und Indianer sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts um das Becken des Mississippi stritten, da ergaben sich Folgezustände, die von dem traurigen Einfluß der Teilung der Aufsicht in einem solchen Gebiet auf den Handel beredtes Zeugnis ablegten.

Die Donau muß ebenso in naher Zukunft der Aufsicht nur einer Macht unterstellt werden, eines Staatswesens, dessen Sprache die verbreitetste, dessen Verwaltung die geachtetste ist, dessen Civilisation die größte materielle Entwickelung erhoffen läßt und dessen Regierung beste Gewähr für Beständigkeit und Kraft bietet. Heutzutage ist fast jede industrielle Anlage an der Donau im Besitz oder doch unter der Verwaltung der Deutschen, von der schwimmenden Badeanstalt in Galatz bis zu den großen Maschinenwerkstätten am Eisernen Thore.

Deutsches Kapital sucht, sobald die Verhältnisse des Landes die nötige Sicherheit versprechen, längs dieser Linie überall Verwendung; der Handelsstand hier ist zu engerer Verbindung mit dem Westen gern bereit, und in jeder Schicht des Volkes dämmert immer mehr die Einsicht auf, daß das Gedeihen der Donauländer nicht allein von Österreich-Ungarn abhängt, sondern auch wesentlich von der Handelspolitik des Deutschen Reiches beeinflußt wird.

Jetziger Zeit kann es daher gar nicht auffallen, daß von Wien bis Sulina ängstliche Augen nach Berlin gerichtet sind, um zu erkennen, ob der Kaiser daselbst an dem Gedanken eines „Großdeutschland“ — nämlich in kommerzieller Hinsicht — das ihnen erwünschte Interesse zeige.

Fürst Bismarck unterrichtete Wilhelm II. in politischer Ökonomie, und es ist nicht zuviel gesagt, daß kein Politiker der Neuzeit bessere Gelegenheit zur Verbreitung schutzzöllnerischer Gedanken hatte, als der erste Kanzler des Deutschen Reiches. Diesen Unterricht erteilte er auf besonderes Verlangen des ehrwürdigen Großvaters seines

Zöglings, des seligen Wilhelm I., und man darf hier ohne Scheu hinzufügen, daß der Unterricht mit wirklichem Widerstreben seitens des Lehrmeisters begonnen wurde, denn der Kanzler war sehr beschäftigt, der Zögling sehr jung, und bei der damals noch blühenden Gesundheit des Kronprinzen Friedrich lag die Annahme nahe, daß der jetzige Kaiser noch nicht einmal im ersten Anfange des nächsten Jahrhunderts zum Throne kommen würde. Der junge Prinz genoß jenen Unterricht mit wirklicher Freude — wer hätte sich auch nicht einen solchen Lehrer wünschen sollen! Die Jugend bewundert ja gern den in seinem Fache gereiften Lehrer, und der Mann, der ein Vierteljahrhundert hindurch fast jedes Kabinet Europas am Gängelbande geführt hatte, schien ganz besonders geeignet, die Phantasie eines enthusiastischen Jünglings, welchem freilich die Erfahrung über die letzten Ursachen großer Erscheinungen noch abging, nachhaltig zu entflammen.

Der Lehrer des (späteren Kron-)Prinzen, ehe dieser seinen Kursus bei „Professor" Bismarck durchmachte, war ein Mann, der wegen der Reinheit seines Charakters und der vielen, mit seinem Namen verknüpften philantropischen Bestrebungen die allgemeinste Hochachtung genoß. Ich spreche hier natürlich von Dr. Hinzpeter. Eines Tages hatte dieser die Freundlichkeit, mir eine höchst interessante wohlthätige Anstalt zu zeigen, und verbreitete sich hierbei über die Kraft großer Gedanken bez. der Hervorbringung hoher Erfolge. Er beklagte die erwerbsüchtigen Bestrebungen Amerikas und erklärte zu meiner Verwunderung, daß mein Vaterland keinen einzigen, für die Menschheit in höherem Sinne wertvollen Gedanken geboren habe. Natürlich erhob

ich hiergegen Einspruch — ich dachte sofort an Franklin, Fulton, Morse und Edison, von so manchen Gelehrten und Staatsmännern zu schweigen, die zu verehren man mich gelehrt hatte. Ehe ich aber eine Antwort geben konnte, begann Dr. Hinzpeter wieder: „Halt! Ja, Ihre Heimat hat einen großen Mann, einen großen Gedanken hervorgebracht — nämlich Carey!“ Bei diesem unerwarteten Ausspruch sah ich mir den gelehrten Doktor schärfer an, um zu entdecken, ob er in so ernstem Augenblicke seinen Scherz mit mir treiben wolle. Ich erkannte jedoch, daß das nicht der Fall war und daß er sich auf den verstorbenen Henry Charles Carey aus Philadelphia, den sogenannten Vater des amerikanischen Schutzzollsystems bezog, der auch Verfasser verschiedener Werke ist, die noch kein Staatsökonom von Ruf als echte Beiträge für die Volkswirtschaftslehre angesehen hat.

Als der jetzige Kaiser den Thron bestieg, galt es als Kriminalverbrechen, an den Bismarckschen Regierungsgrundsätzen irgendwie zu mäkeln. Georg von Bunsen wurde verfolgt, weil er es gewagt hatte, sich vor seinen Wählern gegen die Getreidezölle auszusprechen; es bestand ein Gesetz, das der Polizei außergewöhnliche Vollmacht zur Aufspürung und Verhaftung, angeblich nur zur Überwachung der Socialisten verlieh, in Wirklichkeit aber darauf hinauslief, alle, die keine Anhänger des Reichskanzlers waren, einzuschüchtern; selbst die Universitäten waren von der ungeschriebenen Lehre des Bismarckschen Staatssocialismus und väterlichen Schutzzolles so durchseucht, daß es keine Übertreibung ist, wenn man sagt, daß politische Ökonomie in Deutschland als Wissenschaft zu

existieren aufgehört hatte. Die persönliche Macht des Eisernen Kanzlers hatte einen solchen Umfang erreicht, daß Fragen jeder Art, von solchen der Theologie bis zu denen der Schweineverpackung, nur in Hinblick darauf gelöst wurden, ob die Entscheidung in Bismarcks Sinne fiel oder nicht. Das Avancement eines jeden Mannes in Deutschland schien nur von seiner Ergebenheit gegen die Lehrsätze Bismarcks abhängig zu sein — ob jener nun Geistlicher, Jurist, Lehrer oder Ingenieur, Soldat oder Beamter war. In einem Lande, wo die im Solde der Regierung Stehenden nahezu zehn Prozent der Bevölkerung erreichen, ist ein Premierminister ja stets vielfacher Zustimmung sicher; in Bismarcks Falle kam diesem aber nicht nur das gleiche zu gute, sondern auch das, alles je Dagewesene übertreffende Ansehen, das er sich selbst als Schöpfer des deutschen Reichs zu erringen wußte.

Als der neue Kaiser auf den Thron kam, erwartete man natürlich, daß er die Politik eines Ministers unterstützen und aufrecht erhalten werde, den sein Großvater in so hervorragender Weise ausgezeichnet hatte, wie es ein loyaler Unterthan — und selbst einer, der etwa nach irdischen Schätzen strebte — nur wünschen konnte. Die nicht ganz hunderttägige Regierung Friedrichs III. war zu kurz und zu sehr von qualvollen Leiden des Herrschers beeinträchtigt gewesen, um der Welt die Kräfte und Fähigkeiten eines Regenten zu zeigen, den Bismarck zunächst zu vertreten schien. In dem Nachfolger des zweiten haben die Deutschen jetzt einen Kaiser, der nicht allein überreiche physische Thatkraft und Ausdauer, sondern auch eine ausgesprochene Verachtung gegen jeden Humbug, Socialismus

und gegen „gekrümmte“ Polizeimaßregeln besitzt, die immer eine schwache oder verrottete Exekutive voraussetzen lassen. Er ist ein praktischer Führer des Ganzen und dünkt sich nicht Retter der Gesellschaft zu sein. Er besitzt keine Geheimmittel gegen Armut, Verbrechen, Prostitution oder gegen die Unzufriedenheit, die die eine Volksklasse gegen die andere hetzt. Seine Aufgabe ist es, zu beachten, daß die Regierungsmaschine nicht mit unnötiger Reibung arbeitet; daß überall die geeigneten Männer Verwendung finden; daß die Steuern des Volkes zum Wohle der Allgemeinheit verwendet werden; daß die Gesetze ohne Begünstigung irgend welcher Seite ausgelegt und die nötigen Reformen im Innern angestrebt werden. Er hat die Natur eines Yankee; er liebt die thatsächliche Probe und geht gerade aufs Ziel los. Er ist der Mann, der den Spaten jenseits der Grenze eines neuen Landes einsticht — der unternehmende Pionier! Wir können uns ihn etwa denken wie einen, der seine Lehrzeit in einer Maschinenwerkstatt durchgemacht und sich dann wunderbar schnell zu einer Stellung emporgeschwungen hat, wo Erfindungstalent, Gründlichkeit, Geduld und — vor allem — strenge Ehrlichkeit verlangt werden — also etwa in einer großen Fabrik oder einer Schiffsbauanstalt.

Bei seiner Übernahme der Regieruug, 1888, that er, was die meisten einsichtigen jungen Männer thun, wenn sie plötzlich eine neue Stellung antreten. Er untersuchte, wie sein Vorgänger sich dabei verhalten hatte, überzeugte sich persönlich von angeblichen Übelständen und prägte sich das Zeugnis berufener Beobachter sorgfältig ein. Für Reformbedürfnisse in mancher Hinsicht hielt er die Augen

offen und unterbreitete seinem Regierungsleiter darauf bezügliche Vorschläge; der Leiter stimmte seinem Herrn nicht zu; er trat zurück und verwendet seine Muße nun dazu, den Maßnahmen und Bewegungen seines Nachfolgers Hindernisse zu bereiten. Die unmittelbare Veranlassung zu der Amtsentsagung des Fürsten Bismarck wird erst bekannt werden, wenn dem Kaiser deren Veröffentlichung beliebt. Heute können wir nur die offiziellen Handlungen des Ministers ins Auge fassen und daraus auf die Gründe schließen, die ihn zur Niederlegung seines Amtes veranlaßten. Nehmen wir an, Fürst Bismarck hielte ein ganz ungestörtes Selbstgespräch; würde er dann nicht ungefähr sagen: „Ich habe das deutsche Volk zwanzig Jahre hindurch regiert; habe ihm gelehrt, daß der Schutzzoll die einzig richtige innere Politik bilde und mich bemüht, alle zu entfernen, die mit mir nicht übereinstimmten. Ich habe den Preis für die Nahrungsmittel des Arbeiters erhöht, um den Grundbesitzer, der aus seinem Weizen und aus seiner Schweinezucht höhere Erträge verlangt, zu begünstigen. Ich bin selbst Grundbesitzer, doch das kommt hierbei nicht in Betracht. Meine Zollpolitik ist ein Ergebnis des logischen Denkens. Wenn die arbeitende Klasse murrte, daß ich ihre Mahlzeiten besteuerte, sagte ich ihr, daß die Regierung sie dafür im Alter oder bei erlittenen Unfällen unterstützen werde. Sonderbar! Die Leute zeigten sich nicht einmal dann befriedigt, als sie erkannten, daß ich ihre Löhne nur stutzte, um die für ihre Versicherung nötigen Summen zu sammeln, und sie bevorzugten ihre eigene und unabhängige Versicherung gegenüber der, die auf Bismarckschen Grundsätzen errichtet war.

„Der Socialismus ist beständig gewachsen, so lange ich am Ruder war. Bei der ersten Reichstagswahl betrugen die socialdemokratischen Stimmen nur gegen 100 000, bei der letzten über 1 000 000. Das ist merkwürdig, denn ich habe die Unzufriedenen durch die Polizei so kräftig wie möglich niederhalten lassen. Ich habe Versammlungen aufgelöst, Druckerpressen beschlagnahmt, Agitatoren eingesperrt und überhaupt nichts unterlassen, um das Land gegen ketzerische Bestrebungen zu schützen.

„Ich habe auch zu meinem Leidwesen erfahren müssen, daß meine strengen Maßregeln an der französischen Grenze mir die Zuneigung dieses Volkes nicht erworben haben. Ich that doch mein bestes, um die Bevölkerung in dem polnischen Teile Preußens mürbe zu machen; doch auch diese Leute wollen nichts von mir wissen und werden von Tag zu Tag mehr polnisch. Überdies ist es schmerzlich zu bemerken, daß der Zar, während ich stets versuchte, auf Österreich und England zu schelten, um Rußland als Freund zu behalten, seine Truppen unablässig gegen die deutsche Grenze vorschiebt und sich offenbar zu einem Kriege vorbereitet. Kurz, ich habe die Macht, die in meinen Händen war, nicht mehr von gewünschtem Erfolge begleitet gesehen.“

Fürst Bismarck gebrauchte natürlich eine solche Sprache nicht und wird das vielleicht niemals thun. Neuere Anzeichen deuten jedoch darauf hin, daß der Kaiser nicht blind ist gegen die Gefahren, in die das Bismarcksche System mit seinem socialistischen Protektionismus das Land gestürzt hat.

Eine seiner ersten Handlungen nach der Thron=

besteigung ging darauf hinaus, der Polizei die Verfolgung der Socialisten zu verbieten. Er erkannte in der Socialdemokratie die Äußerung eines unzufriedenen krankhaften Gemütszustandes, der nicht so gut durch den Knüttel der Polizei, als vielmehr durch die öffentliche Teilnahme und offenherzige Behandlung der brennenden Fragen geheilt werden könnte. Man bemerkt auch mit Wohlgefallen, daß der Socialismus mit dem Rücktritte des ersten Reichskanzlers die Hälfte seiner Lebensfähigkeit eingebüßt zu haben scheint.

Socialismus und Protektionismus entspringen der Anschauung, daß der Staat die Führung und Leitung von privaten Angelegenheiten besser verstehe, als die daran unmittelbar interessierten Einzelpersonen, und es ist selten, daß ein Mann eine ketzerische Ansicht unterdrückt, ohne bald darauf einer anderen Duldung zu gewähren. Das zeigt sich deutlich an dem Haß, mit dem die Socialisten die Freisinnigen und deren Organ „Die Nation“ betrachten, vorzüglich weil sich diese dem protektionistischen Systeme streng widersetzen. Derselbe Haß zeigt sich hier (in den Vereinigten Staaten) gegen Henry George auf Seiten der Tradeunions, der Protektionisten, Socialisten und anderer unklar denkender, selbstsüchtiger Leute, die sich dem Traume hingeben, daß eine Gemeinschaft glücklich sein werde, wenn sie nur alles und alle von sich ausschließt, außer natürlich sie selbst.

Der Kaiser hat die Protektionisten dadurch sehr unsanft vor den Kopf gestoßen, daß er darauf besteht, die Steuerlast gleichmäßig verteilt zu sehen, und daß er die Vertreter eines Erwerbszweiges nicht auf Kosten der eines

anderen geschützt wissen will. Er hat eine dicke Wolke von Vorurteilen zerstreut, die durch fast einstimmige akademische und behördliche Bemühungen erzeugt worden war, und hat den Weg zu engeren Handelsbeziehungen mit seinen Nachbarn wieder freigelegt.

Seine freundschaftlichen Empfindungen gegen Amerika sind ja weit und breit bekannt und entspringen aus seiner Bekanntschaft mit unseren besten Männern in fast jedem — dem litterarischen, militärischen und wissenschaftlichen — Gebiete; diesen Empfindungen und nicht dem Geiste des Protektionismus haben wir es zu danken, daß Deutschland heute die Einfuhr amerikanischen Schweinefleisches wieder gestattet — eines Nahrungsmittels, das Fürst Bismarck ganz ausgeschlossen wissen wollte. Er hat zur Begünstigung des Verkehrs die Hand dem traditionellen Gegner seines Landes — Österreich — entgegengestreckt, hat die Schlagbäume des Vorurteils niedergerissen, die die beiden Reiche seit Jahrhunderten trennten, und hat, entgegen den Lehren seines früheren Kanzlers, aus den beiden Ländern einen Bund für sich selbständiger Staaten geschaffen. Es wäre zu viel behauptet, wenn man sagte, daß Deutschland und Österreich so frei miteinander Handel trieben, wie etwa zwei Staaten der nordamerikanischen Republik; ich zögere aber nicht, zu behaupten, daß die Art und Weise, wie der deutsche Kaiser die gegenwärtige Handelspolitik gegenüber Österreich und Italien eingeleitet und durchgeführt hat, die Segnungen verhältnismäßigen Freihandels nicht allein über ein größeres Gebiet Europas verbreiten wird, als je zuvor, sondern daß diese Maßnahme auch den ersten ehrlichen Schritt dar-

stellt, der einmal eine Abrüstung ermöglichen könnte. Der Kaiser hat damit wenigstens drei große Länder mit stärkeren Banden als denen der dynastischen Verwandtschaft untereinander verbunden. Diese Länder werden ebenso wie unsere (amerikanischen Einzel-) Staaten erkennen, daß sich alle am besten befinden, je unbeschränkter der gegenseitige Handelsverkehr sich vollzieht, und daß die beste Friedensbürgschaft in der Gemeinsamkeit der Interessen wurzelt.

Der Kaiser hat gegen $1^{1}/_{3}$ Millionen qkm Land mit über 100 Millionen Einwohnern in einen Freundschaftsbund vereinigt. Er ermutigte den Austausch der Erzeugnisse zwischen den halbtropischen Hainen Siziliens und der Bernsteinküste des Baltischen Meeres; zwischen den Eisengruben Westfalens und den Viehzüchtereien des magyarischen Königreiches. Man kann auch gar nicht annehmen, daß seine große ökonomische Reform hierbei stehen bleiben werde. Zwischen Ungarn und dem Schwarzen Meere liegen drei Getreide erzeugende Länder, Serbien, Rumänien und Bulgarien mit über 250 000 qkm Gebiet und über 10 Millionen arbeitsamen Einwohnern. Diese wünschen ihre Bodenerzeugnisse zu verkaufen und andere gewerbliche Produkte dafür zu beziehen. Die große Donau ist die natürliche Straße, die sie mit Deutschland und mit der Kulturwelt verbindet; der Handel längs dieses Stromes wird zum größten Teile von Deutschen betrieben und würde sehr bald weit größere Verhältnisse annehmen, wenn die Regierungen daselbst seine Sicherheit gewährleisten könnten. Ein wirklich befriedigender kommerzieller Fortschritt ist aber in keinem Lande zu erwarten, das sich

den nötigen Respekt bei seinen Nachbarn nicht zu erzwingen vermag, und so lange es zweifelhaft bleibt, ob Rußland einmal in Besitz Konstantinopels kommt, so lange werden die Staaten an der unteren Donau eine verhältnismäßige Wildnis bleiben.

Die Rumänen und Bulgaren versehen sich eines russischen Vormarsches durch ihre Gebiete und richten versuchsweise ihre Blicke um Beistand nach Deutschland. Die Donau in Europa ist dasselbe wie der Mississippi im Jahre 1803 für uns. Wir konnten nicht zulassen, daß Napoleon I. die Mündung des Stromes sperrte, wenn der Handelsverkehr auf diesem auch noch vergleichsweise dürftig war. Wir hätten uns diese Mündung unbedingt erkämpft, wenn Frankreich sie nicht im Frieden freigab.

Die Wohlthaten, die aus des Kaisers neuer Handelspolitik hervorgehen müssen, werden mit der Zeit so sehr in die Augen fallen, daß die Staaten an der unteren Donau selbst daran teilzunehmen wünschen dürften. Die Wirkung davon wird — hoffentlich für immer — die sein, daß sich die Bevölkerung der 3000 km des großen Stromes, vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meere, näher treten — ein Dutzend Staaten, deren Bündnis dann ebenso fest sein wird, wie das der amerikanischen Bevölkerung zwischen Minneapolis und New-Orleans. Dann wird auch die Zeit gekommen sein, Rußland einen Wink zu geben, daß seine Heerstraße nach Konstantinopel nicht den Mississippi der Deutschen kreuzen darf.

Die Orientfrage ist, ganz wie die Irische, lange Zeit für so unlösbar betrachtet worden, daß die Anwendung einer kleinen Dosis aus der Pharmakopöe Cobdens im

ersten Augenblick als etwas utopistisch erscheinen mag. Homöopathische Arzneigaben haben indeß schon in manchen hartnäckigen Fällen Wunder bewirkt; Wohlwollen in Verbindung mit Festigkeit hat binnen zwei Jahren zustande gebracht, was Bismarck in 20 Jahren nicht zu erreichen vermochte. Und wer möchte voraussagen, daß die bessere Handelspolitik, die heute schon Österreich und Deutschland verbindet, nicht in nächster Zukunft ebenso bezüglich anderer Staaten platzgreifen und den Tag „des Friedens, der gegenseitigen Freundschaft und des freien Handels zwischen den Nationen", schleuniger als vielleicht erwartet, herbeiführen könnte? Doch wie die endlichen Folgen sich auch gestalten mögen, jedenfalls müssen alle Wilhelm II. dafür danken, der erste gewesen zu sein, der die mittelalterliche Lehre verwarf, nach der die Völker desto freudiger gedeihen sollten, je mehr Nachteil sie ihren Nachbarn zufügten.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

V 1 U

